

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 14. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

Ueber dem von waldigen Höhen umschlossenen und aus der Enge des Thaltessels mit einigen verstreuten Häuschen an ihnen emporfletternden kleinen schlesischen Fabrikstädtchen M. brütete die eigenthümliche Schwüle eines Aprilabends. Aus wolkenverhangenem Himmel fiel ab und zu ein Tropfen und über den Bergen zuckte es zuweilen hastig auf von fernem Wetterleuchten. An solchen Abenden fühlt sich der Eine vom warmen Athem des kommenden Frühlings angehaucht und hofft, am nächsten Morgen das erste Beilchen zu finden — der Andere wieder fühlt sich bedrückt und fast beängstigt von der feuchtwarmen Treibhausluft und es ist ihm, als entspreche dem Drängen und Treiben in der Natur, dem Steigen der Säfte und dem Schwellen der Knospen ein unklares, stürmisches Gähren in seiner Seele. Wie die Natur nicht auf jeden wirkt, so wirkt sie auch nicht auf alle gleich — schon die kleine Gesellschaft, in die ich meine Leser führen will, wird dies bestätigen.

Wir sind in der Dämmerung durch die Gassen geschlendert und haben wohl ab und zu den jungen Mädchen ausweichen müssen, die Arm in Arm und gassenbreit (das wollte freilich in M. nicht allzuviel sagen) singend daherkamen; von der eintönigen Fagade und den nüchtern-langweiligen Fensterreihen der mechanischen Weberei des Kommerzienraths Reichschach wenden sich unsere Augen unwillkürlich dem gegenübergelegenen Wohnhause zu, der steinernen Verkörperung einer Baumeistergrille, die nur ein ungebildeter Glückspilz mit den Anforderungen des guten Geschmacks in Einklang bringen und deren Kosten nur die Kasse eines so reichen Mannes, wie es der Herr Kommerzienrath war, gleichgiltig finden konnte. In das Haus selber, das uns durch seine wunderliche, fast schrullenhafte, und jedenfalls verzwickte Bauart ein ironisches Lächeln abnöthigt, dürfen wir freilich nicht treten; man schreitet über diese teppichbelegte eiserne Wendeltreppe, die in der Vorhalle ein Gitter absperrt, nur empor, nachdem man durch den Portier gemeldet ist. Aber kraft meines Vorrechts als Dichter sehe ich durch dicke Mauern und schwere, seidne Portièren und belausche auch ungehört die drei Damen, die in dem Zimmer des Fräulein Emmy ihr Dämmer- und Blaustündchen halten.

Fräulein Emmy, des Kommerzienraths verzogener und verwöhnter Liebling, war eigentlich schlichtweg Emma getauft, da Herr Reichschach zur Zeit ihrer Geburt noch nicht reich, also auch noch nicht Kommerzienrath und Ritter des rothen Adlerordens war — aber später, in der Pension, hatte sie den aparten Namen ihrer Wittschülerinnen gegenüber sich des ihren fast wie eines körper-

lichen Gebrechens geschämt und ihren Eltern kindisch erbitterte Vorwürfe gemacht und manche Thräne darüber vergossen, daß die „himmlische“ Marlitt zu jener Zeit noch nicht Mode gewesen — ihre Mama hätte dann doch gewiß so viel Takt gehabt, sie Felicitas oder Else oder Gisela zu nennen. Endlich hatte sie auf den Rath einer klugen Freundin durch Aenderung des a in y dem abscheulichen, plebejischen Namen etwas Schliff gegeben und ihn leidlich zugeputzt und Papa — nun, er konnte zwar beim besten Willen nicht einsehen, wodurch die eine Form vor der andern etwas voraus habe, aber das waren Dinge, auf die er sich viel weniger verstand als auf ägyptische und indische Baumwolle und auf die schnurrenden Spindeln seiner Fabrik, und sein Töchterchen war, als er sich in seiner Ahnungslosigkeit und Unbefangenheit erlaubte, die Aenderung eigentlich überflüssig zu finden, so verstimmt geworden und hatte so spitze Accente in ihre Stimme gelegt und so nachhaltig geschmolzt, daß er sich beeilte und beeiferte, die Modifikation des „allerdings sehr altväterischen“ Namens sehr hübsch und sehr nothwendig zu finden und die kleine Erzürnte schmeichelnd zu fragen, ob sie nicht eine neue „Robe“ brauche. Die Mutter war zu jener Zeit leider schon todt; die brave Frau hatte sich nie so recht in den vornehmen Ton gefunden und ihrer stärkeren Hälfte, als ihm „die Gnade des Landesherren“ den tönenden Titel verlieh, in ihrer naiven Treuherzigkeit vorgestellt, daß sie „dazu“ doch eigentlich nicht „gebildet“ genug seien; auch als Frau Kommerzienrathin fühlte sie sich, so oft sie bemerkte, daß eine Magd nicht schul- und kunstgerecht scheuerte, von der fast unwiderstehlichen Lust angewandelt, der Ungeheueren oder Bequemen Lappen und Bürste abzunehmen und selber hinzuknien, um ihr zu zeigen, wie es eigentlich zu machen sei, und nur der Gedanke an ihre schwere, raschelnde Seidenrobe und an des Herrn Gemahls Außerzögerathen über solche „Mißfälle“ hielt sie im letzten Moment noch zurück; sie hätte schwerlich geduldet, daß das Töchterlein ihren ehrlichen Christennamen abänderte, wie sie denn aller „Ueberhebung“ fast ängstlich feind war und innerlich gegen das äußere „Feinthein“ murrte und sich manches liebe Mal heimlich in die alten bescheidenen, gutbürgerlichen Verhältnisse zurücksehnkte, die ihr noch erlaubt hatten, eine wirkliche Hausfrau zu sein und in denen sie nie von Langeweile geplagt gewesen war, ja wie sie bei allem ehrlichen Respekt vor ihres Mannes Scharfblick und seinem praktischen Sinn zuweilen nicht umhin konnte, es innerlich sehr komisch zu finden, wenn er sich abquälte, ein reines Hochdeutsch zu sprechen und Phrasen zu dreheln und

den glatten, saloppen Weltton anzunehmen, den er an Leuten, die lange nicht so reich waren als er, bewunderte und um den er sie beneidete. Die gute Frau hätte wohl auch den Kopf geschüttelt, wenn man sie in das Boudoir ihrer „Kleinen“ geführt hätte, welches unser Herr Kommerzienrath für den Inbegriff aller Eleganz und Bornehmtheit hielt und nach seinen Begriffen halten mußte — die Einrichtung dieses kleinen einseitigen Gemachs hatte ja ein ganz ansehnliches Stück Geld gekostet. Er wußte freilich nicht, daß die Töchter seines Banquiers in Breslau, die seine Emmy einmal besucht hatten, über dieses Boudoir verflohen die Näschchen rümpften; sie fanden, Tapete, Vorhänge und Meublement seien sehr kostbar, stimmten aber in der Farbe nicht harmonisch zusammen, man habe nach und nach viel zu viel in das kleine Zimmer hineingepfropft, nach Laune und Zufall, statt dasselbe nach einem bestimmten Plan mit geschmackvoller Enthaltensamkeit und einfacher Eleganz auszustatten, und neben Gegenständen, die einen wirklichen Kunstwerth besäßen, fänden sich andere, die vielleicht theuer gewesen seien und dem Kommerzienrath dadurch imponirt hätten, die aber eine wirklich vornehme junge Dame nur belächeln, über die sie nur die Achseln zucken könne.

Es kann uns wohl nicht zugemuthet werden, ein Urtheil darüber abzugeben, inwieweit diese Kritik eine berechtigte war; wir verstehen ja von solchen Dingen auch nicht allzuviel und werden uns wohl in der Hauptsache auf die beiden Damen aus der Provinzialhauptstadt verlassen dürfen; ich sage ausdrücklich „in der Hauptsache“ — es gibt nicht viele Frauen, die nicht ein wenig boshaft, ein wenig ironisch und ein wenig maliziös würden, wenn von der Einrichtung oder der Toilette einer andern, und sei es selbst eine sehr „liebe“ Freundin, die Rede ist, und diese erfahrungsmäßig feststehende Thatsache macht es nothwendig, in Gedanken die etwas zu strengen Aeußerungen um eine Kleinigkeit zu mildern und abzuschwächen.

Was wir selber an dem Zimmerchen der jungen Dame auszufehen haben, ist, daß sich dem Duft der vielfarbigen Hyazinthenkerzen und der milchweißen Maiblumenglöckchen, die den Blumenstisch schmücken, der Duft eines starken modischen Parfüms beimischt — in einer für schwache Nerven jedenfalls höchst empfindlichen Weise.

Fräulein Emmy merkt davon freilich nichts; sie hat von der Mutter eine gesunde, kernfeste Natur geerbt, sich aber allerdings darüber, daß sie so gar nicht weiß, was Nerven sind und über ihre frischen Farben, die ihr fast bäurisch erscheinen wollen, schon Vorwürfe gemacht und ihre Pensionatsfreundinnen um ihre nervöse Disposition und ihre matte Farbe ernstlich beneidet; es ist jedenfalls wesentlich „feiner“ und einer Kommerzienrathstochter würdiger, von den Nerven tyrannisiert zu werden und sich einer schmachthenden, interessanten Blässe rühmen zu können. Ihre Nerven widerstehen dem betäubenden Duft, von dem ihr Zimmerchen erfüllt ist, die Dame jedoch, welche sich nachlässig in die andere Ecke der blauammetnen Canapee gegossen hat (Fräulein Emmy hat auch das noch nicht „weg“ und gibt sich viele Mühe, es zu erlernen), muß sich schon eher dem Idealzustande nähern, denn als die dritte, welche, von den schweren Vorhängen fast verdeckt, am Fenster sitzt, dieses öffnet, sagt sie lebhaft:

„Recht so, Martha — es ist unerträglich schwül und Emmy sollte entweder ihre Hyazinthen wegbringen lassen oder ihr Parfüm nicht wie Weihwasser verpfrigen. Zu starke Gerüche sind auch nicht bon ton, Kind.“

Die Schweigsame am Fenster erwidert nichts und sieht hinaus in den Garten, aus dem das Plätschen des wieder in Stand gesetzten Springbrunnens durch die Stille dringt; der Garten verläuft sich allmählich in Gebüschpartien, nimmt nach und nach vollständigen Parkcharakter an und geht zuletzt am Fuße des Höhenzugs in den Wald über, der diesen bedeckt, nur durch einen hohen Wildzaun von den königlichen und städtischen Forsten geschieden.

Fräulein Emmy hat inzwischen, obgleich etwas betreten, ihr orientalisches Parfüm, das sie „rasend“ liebt, in Schutz genommen, wird jedoch erst lebhaft, als die Dame, die sie „Kind“ genannt hat, das Gespräch auf den nächsten Rasinoball in W., der benachbarten Kreisstadt, bringt. Im Tone unverkennbaren Interesses erkundigt sie sich:

„Wir sind auch eingeladen, aber ob ich hingeh, steht doch noch nicht fest; meine besten Tänzer sind augenblicklich nicht da und du weißt wohl auch nicht, ob sie bis dahin zurückkehren werden; es wäre unverzeihlich — aber auf diese Herren ist nicht

immer voller Verlaß und man muß sich doch immer wieder ver-söhnen lassen, sonst werden die Bälle ja ganz fade.“

„Also Premierlieutenant von Ehrenfels, Lieutenant von Brandt, Lieutenant von Werner, Rittmeister von Heldrich? — ich nenne sie nach der Anciennität, d. h. nach der ihrer Gunst bei dir.“

Die Frage hat eine leicht ironische Färbung.

Fräulein Emmy ist viel zu naiv, arglos und eifrig, um diese Nuance nicht zu überhören. Sie meint:

„Das ist aber noch keine Antwort; ich wollte doch wissen, ob du etwas über die Rückkehr der Herren gehört hättest.“

„Ja, nach dem, was man mir sagte, hast du wenig Aussicht, die Namen der Herren in angemessener Abwechslung hinter die einzelnen Tänze zu schreiben und dich an lichtblaue Attilas mit silberner Verschmierung zu schmieren — du wirst wohl einmal mit dem bürgerlichen schwarzen Frack vorlieb nehmen müssen, womit ich nicht gesagt haben will, daß ich denselben für übermäßig geschmackvoll halte.“

„Ach, das ist es ja nicht allein; du wirst doch zugeben, daß die Unterhaltung mit einem Offizier bei weitem interessanter ist, als die fast aller Herren vom Civil?“

„Womit du jedenfalls andeuten willst, man brauche nur klingende Sporen an den Hacken zu tragen und einen klirrenden Säbel über's Pflaster zu schleifen, um der Inbegriff ritterlicher Galanterie und männlicher Schönheit zu sein? Nun, du wirst mit der Zeit auch auf andere Gedanken kommen, hoffentlich ohne schmerzliche Erfahrungen und lediglich durch das Wachsen deiner Einsicht.“

Fräulein Emmy ist sichtlich überrascht.

„Das klingt ja förmlich pathetisch und es möchte einem ganz angst und bange werden. Aber was in aller Welt hast du denn plötzlich gegen die armen Offiziere? Du hast doch früher nie solche Ansichten geäußert, sondern (und hier machte sie einen schüchternen Versuch, etwas so Fronie in ihre weiche, helle Stimme zu legen) die Herren so sichtlich begünstigt, daß deine Verlobung bald mit dem, bald mit jenem von ihnen wiederholt mit aller Bestimmtheit vorausgesagt wurde.“

„Wie die Ereignisse bewiesen haben, stets mit Unrecht; du hättest gerade nicht nöthig gehabt, Werth auf diese leichtsinnig ausgestreuten Gerüchte zu legen, von denen du doch weißt, wie sie entstehen. Es braucht noch gar keine Kaffeegesellschaft gehalten zu werden, es brauchen nur zwei junge Damen in einem Dämmerstündchen die blonden oder braunen Köpfe zusammensteden, wie wir es jetzt thun, und es ist eine neue Verlobung so gut wie proklamirt und wandert als Thatsache von Mund zu Mund, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit.“

„Nun ja, ich will es ja gerne glauben und du brauchst nicht gleich böse zu werden, aber ich muß noch einmal fragen: Was haben dir die Offiziere gethan?“

„Ich denke, Kind, wir lassen das; es würde nichts dabei herauskommen. Jedes junge Mädchen aus guter Familie hat eine Periode, in der die Herren mit den blanken Knöpfen, den buntgeränderten Tellermägen und der näselnden, affectirt-nachlässigen Sprechweise ihr als Ziel aller Wünsche vorweben, besonders aber die von der Kavallerie, und zwar je nach dem individuellen Geschmack Husaren, Dragoner, Ulanen oder Kürassiere. Dieser Geschmacksverirrung entrinne sie so wenig wie zehn Jahre früher den Kinderkrankheiten, doch bleibt sie gleich diesen meist ohne Folgen und man erinnert sich ihrer mit einem Achselzucken. Ich habe diese Periode, wie ich ohne weiteres zugebe, ebenfalls durchzumachen gehabt, aber jetzt, meine liebe Emmy, suche ich Männlichkeit, adligen Sinn, wahren Muth und Partgefühl überall anders eher, als bei den Offizieren und habe für die recht schablonenhaften und recht durchsichtigen Künste der Herren nur noch ein leichtes Achselzucken und ein spöttisches Lächeln. Ich wünsche um deinetwillen, daß du zu der gleichen Ueberzeugung gelangst und daß du die Erkenntniß weder zu spät erwirbst, noch um einen höheren Preis als ich.“

Die Angeredete, die erst ein wenig ungeduldig hatte werden wollen, hat sich dem Eindruck des ruhigen Ernstes, mit dem jenes Bekenntniß abgelegt ward, umsoweniger zu entziehen vermocht, als sie gewohnt war, sich der um fast zehn Jahre älteren mütterlichen Freundin, der jungen Wittve eines pensionirten Dragonerobersten, welche in der Kreisstadt im Hause eines Schwagers, eines höheren Beamten, lebte und ein häufiger und immer gern gesehener Gast im Reichsach'schen Hause war — oft auf Wochen — ihres Scharfsinns, ihrer Welterschauenheit und ihrer vielseitigen Bildung halber ohne langes Ueberlegen gläubig

unterzuordnen und ihre Ueberlegenheit als unbestreitbar anzusehen. Sie ist nachdenklich geworden und hat den blonden Vordentopf die Hand gestützt; über das sorglose, heitere, rosige Kindergeant (eins von denen, für die es, weil ihnen die geistige Befeehung und der individuelle Ausdruck fehlen, die unverwundlich sind, immer gefährlich ist, wenn das verwüstete und verblühte Gesicht der Mutter sich neben ihnen zum Vergleich präsentiert und infolge der unverkennbaren Ähnlichkeit mit Nothwendigkeit den Gedanken weckt, daß dieses blühende Kind in 30 Jahren in jedem Zug der Mutter gleichen werde, wie diese in jungen Jahren der Tochter geglichen haben muß) lagert sich ein leichter Schatten und mit einem kleinen, etwas komisch wirkenden Seufzer sagt sie endlich:

„Da möchte man am Ende sagen, Martha habe das bessere Theil erwählt — auf sie paßt deine Theorie nicht einmal, denn ihr kann nicht nachgejagt werden, daß sie sich je für Offiziere interessirt hätte; wenigstens habe ich nie etwas darüber gehört.“

„Sehr richtig bemerkt, kleine Neunmalweife. Martha hat sich nie ein Zeichen von Interesse abgewinnen lassen und am allerwenigsten von zweierlei Tug, aber meine Theorie bekommt dadurch noch kein Loch, Emmy, denn auf die philosophischen Naturen paßt keine von den Theorien, die man aus dem Leben und Treiben der Weltkinder abgeleitet hat.“

Emmy kann sich eines herzlichen Lachens nicht erwehren; ein Philosoph ist in ihren Augen ein sehr grämlicher, vergilbter alter Herr mit langem, grauem Haar und tausend Falten und Fältchen im Gesicht, der entsetzlich schnupft und infolge dessen blaue gedruckte Taschentücher trägt; die großen runden Brillengläser geben ihm etwas Eulenhaftes und er geht stets gesenkten Hauptes und trägt die Arme mit dem Stock auf dem Rücken. So hatte der Rektor eines Breslauer Gymnasiums ausgesehen, der für die Pensionatsfräulein, an deren traditionellem Gänsemarsch er zuweilen achlos vorüberschoß, ein Gegenstand der Furcht und doch auch des heimlichen Gefichers war und von dem die Sage ging, er sei ein großer Kenner aller philosophischen Systeme und habe noch auf dem Totenbette von seinem eigenen System gefaselt, das nun leider unvollendet bleiben müsse. Und nun sollte ihre sanfte, stille, geduldige Martha mit dem tiefdunklen großen Augenpaar und dem reichen schwarzen Haar, das freilich an den Schläfen bereits die ersten feinen silbernen Fäden zeigte, eine Philosophin sein! Wie drollig das war und was für wunderliche Einfälle Leontine doch zuweilen hatte! Mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ruft Emmy der noch immer anscheinend theilnahmlos am Fenster Sitzenden zu:

„Aber, Martha, so sage doch nur auch einmal ein Wort! Leontine behauptet, du wärst eine Philosophin und du mußt mir helfen, sie zum Widerruf einer so schändlichen Behauptung zu nöthigen, die doch unmöglich begründet sein kann. Es wäre doch zu schrecklich, wenn eines schönen Tages statt des „Gefangenen von Chillon“ und des „Child Harold“ u. s. w. die „Kritik des reinen Verstandes“ oder wie das gelehrte Buch hieß, auf deinem Nachtschisch läge (ich glaube gar, das gibt es garnicht mit Goldschnitt), wenn du anfangst, aus einer großen Horndose zu schnupfen und blaue Taschentücher zu tragen. Man könnte dir ja dann kaum noch einen Kuß geben, und wollte man es selber thun — am Ende litte es gar deine Würde nicht und mit meiner Hoffnung, daß sich doch noch einmal ein recht guter und gescheidter Mann fände, von dem du sagen könntest, er wäre der Rechte, wäre es erst recht aus; es ist doch gewiß sehr unphilosophisch, sich zu verheirathen, noch dazu in der Kirche. Die abscheulichen Philosophen sind ja alle wahre Heiden!“

Frau Leontine v. Larißch hatte nicht umhin gekonnt, in das Gelächter des übermüthigen, höchlich amüsirten blonden Kindes einzustimmen, und die Dämmerung im Zimmer erlaubte gerade noch, auch auf dem Gesicht von Martha Hoyer ein leises, wohlwollendes, wenn auch ein wenig zerstreutes Lächeln zu entdecken. Mit den scherzenden Worten: „Es ist doch wohl besser, ich sorge für Licht, sonst mißbraucht ihr das Vorrecht der Dämmerstunde gar zu lange!“ verließ sie ihren Platz und das kleine Gemach, und Leontine ließ einen nachdenklichen Blick auf der schlanken, biegsamen Gestalt ruhen, die sich so geräuschlos und mit so viel unbewußter, natürlicher Anmuth zu bewegen verstand. Dann wendete sie sich an Emmy:

„Es scheint, ich muß dir heute lauter Vorlesungen halten. Ich hatte keineswegs gesagt, daß Martha eine Philosophin sei, sondern nur von einer „philosophischen Natur“ gesprochen, was du besser verstehen wirst, wenn ich hinzufüge „und auch eine poetische“ — im Grunde besteht zwischen beidem eine innige

Beziehung. Darüber war nichts zu lachen, sollte ich meinen. hätte ich behaupten wollen, Martha sei eine Philosophin und Dichterin, so wäre das ein unpassender Scherz gewesen — sie hat wohl nie etwas geschrieben, als die Pösten ihres Ausgabebuchs, einen Wäschzettel und — Briefe, aber das rechne ich ihr zum besondern Verdienst an, denn ihre Briefe sind so hübsch, so fein und energisch im Ausdruck, so eigenartig und doch einfach und wahr im Besprechen der alltäglichsten Vorkommnisse, das jede Andere längst auf die nicht mehr ungewöhnliche Idee gekommen wäre, „psychologische“ Novellen à la Marlitt zu schreiben, in denen das Weib das sittliche Korrektiv des Mannes ist, und die Redakteure der belletristischen Blätter mit ihnen zu bombardiren. Ich bin überzeugt, sie hat auch nicht einen Vers verbrochen, weissen ich mich willig schuldig bekenne und worin selbst du vermutlich kein ganz reines Gewissen hast, wenn es sich auch nur um ein ausgelassenes Spottgedicht handeln wird. Aber ich würde es Martha auch sehr verargen, wollte sie sich auf's Reimen legen, um sich in der Sonntagsnummer des Kreisblattes unter einem romantischen (natürlich adligen) Pseudonym gedruckt zu sehen — sie hat den Beruf, einen wirklichen Poeten zu hunderten von Strophen zu begeistern, nicht den, selber mangelhafte Verse zu machen.“

Fräulein Emmy machte eine Geberde humoristischer Abwehr.

„Nun hör' aber auf — es ist gerade genug. Wenn ich heute Nacht nur eine halbe Stunde ruhig zu schlafen vermag — deine Schuld ist es nicht. Erst soll mir mein hübsches, buntes Offizierskarienhäus zerblasen werden („soll — werden“ betonte sie) und nun wird auch noch prophezeit, daß sich ein junger Dichter mit bald träumerisch verschleierte, bald scherzhaft blühenden blauen Augen und wallenden Locken in unsere gute Martha verliebt und sie zu seiner Muse macht. Und ich hatte mir immer gedacht, sie werde mir einmal einen schon etwas ältlichen, aber wohlkonfervirten Herrn in Amt und Würden als ihren zukünftigen Eheherrn präsentieren! Du weißt doch, daß sie vor ein paar Wochen ihren dreißigjährigen Geburtstag feierte — was sie allerdings garnicht zu betrüben schien, während mir bei dem bloßen Gedanken, ich könnte ebenso alt werden, ohne Frau zu sein, die Thränen in die Augen traten, sodaß ich unwillkürlich zu schluchzen begann, als ich ihr meinen Gratulationskuß gab; sie hat zum Glück nicht errathen, was mich so aufregte, denn sie hätte mich gewiß in der sanften Weise gescholten, vor der ich mehr Furcht habe, als vor irgend etwas auf der Welt.“

„Um die dreißigjährigen sei du nur ganz unbesorgt, und mit dem ältlichen wohlkonfervirten Herrn bist du aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem Holzwege, obgleich ich mir den Dichter, dessen Liebe sie verdient, wesentlich anders denke, als du. Ich sage dir, in dieser stillen Gestalt, die so sparsam mit den Worten ist und die dem sofort zu denken gibt, der ein einziges Mal sah, wie sie die Augen voll aufschlug, die sonst immer von den langen Wimpern verschleiert sind, der ein einziges mal den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und voller Theilnahme in diesen dunklen Augen gewahrte — ich sage dir, in dieser stillen Gestalt schlummert mehr Leidenschaft und Poesie, als wir je besessen haben, und sie ist im Stande, eine von den herausragenden Liebesleidenschaften zu entzünden und zu erwidern, unbekümmert um die Folgen, die wir so hinreißend und rührend finden, wenn ein Dichter sie uns schildert, die aber in Wirklichkeit so selten sind und vor denen wir auch in kleinmüthiger Verzagttheit zurückschrecken würden, wenn sie je im Leben an uns heranträten. Das weiß sie wohl selber noch nicht, aber sie wird es erfahren und es wäre schade, wenn sie es nicht erführe, denn ein Leben ohne Liebe ist für sie härter als für uns und —“

Sie unterbrach sich. Die in so warmer Weise Geschilderte trat mit dem Armleuchter in's Zimmer und entzündete die beiden Kerzen.

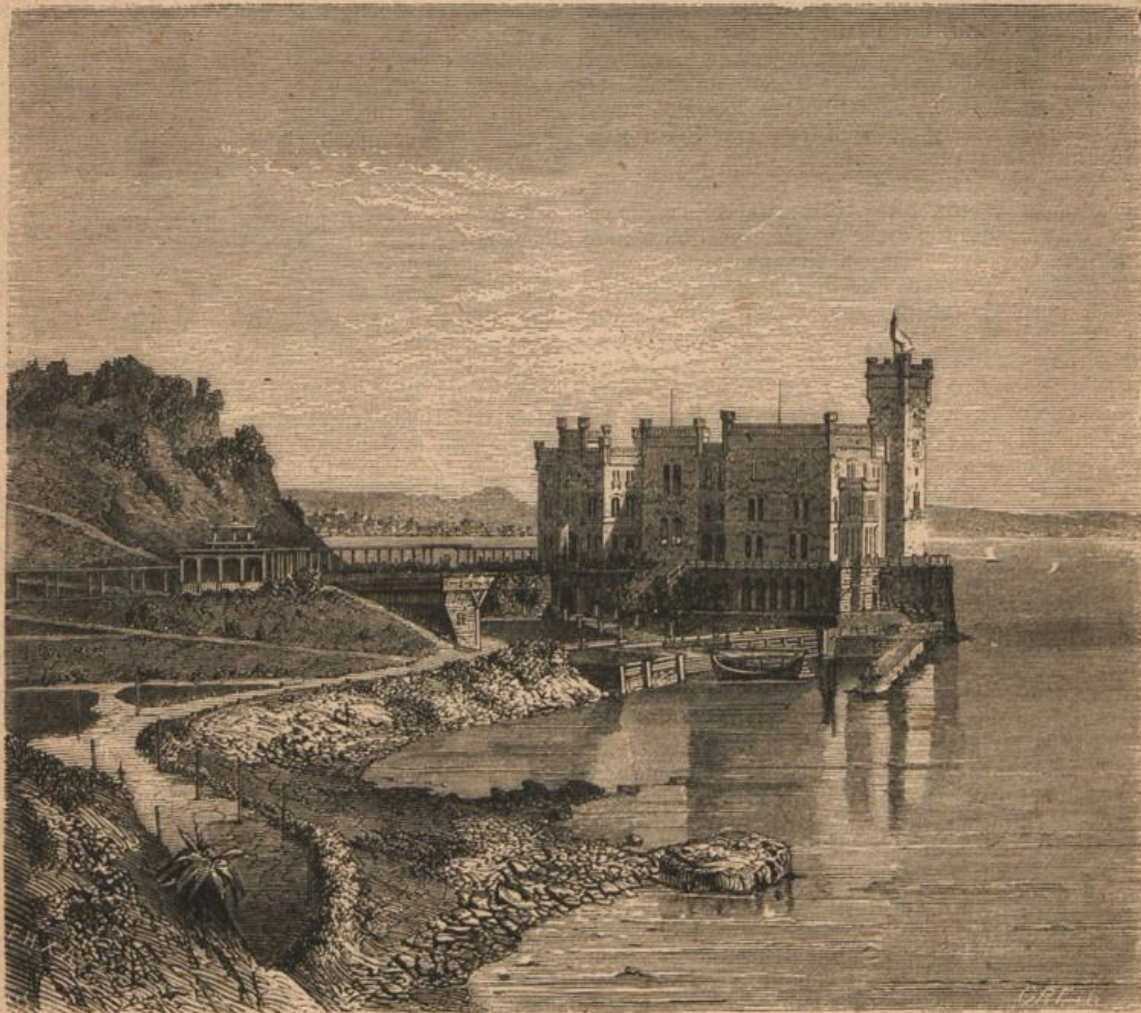
Fräulein Emmy, die recht nachdenklich geworden war und in der sich (zum ersten Male) der Zweifel regte, ob sie von ihrer mütterlichen Freundin nicht am Ende mystifizirt werde, lenkte das Gespräch auf seinen Ausgangspunkt zurück, indem sie sagte:

„Du hältst die Ritterlichkeit ebenfalls für die Grundbedingung eines ernstlichen Interesses für einen Mann, erkennst aber den Offizieren nur eine imitirte zu; darfst ich vielleicht fragen, ob dir die ächte hier oder in W. jemals aufgestoßen ist? Ich wäre sehr neugierig, diesen Sterblichen ebenfalls kennen zu lernen und würde dann versuchen, den Frack erträglich zu finden.“

„Willst du immer weiter schweifen? sieh, das Gute liegt so nahe,“ regtirt Frau Leontine spöttelnd. „Ich weiß in der That

nicht, wo du deine Augen hast, denn mir ist die neue Erscheinung sofort aufgefallen. Deine Dorette machte mir gestern früh gerad das Haar, als vom Plage herauf die Signalthörner der Feuerwehr schallten, und ich trat einen Augenblick an's Fenster, um den kleinen Zug vorüber defiliren zu lassen; sie kamen wohl von einer Frühübung, schoben die Fabrikspitze, die sie mit benutzt haben mochten, in den Schuppen und ihr Hauptmann hielt mit heller, sonorer Stimme eine kurze Ansprache an sie, worauf sie im Laufschrift davon rasselten. Dorette ist wirklich ein höchst scharfsinniges Geschöpf — es war, als hätte sie meine Gedanken errathen, denn sie fragte, wenn auch ein wenig schüchtern und sondirend, ob die Feuerwehr sich nicht einen recht stattlichen und feinen Hauptmann zugelegt hätte, und als ich lächelnd fragte, ob

sich insofern dessen nicht recht auf den Ball beim Stiftungsfest Feuerwehr freue, wurde sie ein wenig roth und erwiderte: „Wo denken Sie hin, gnädige Frau? An einen so feinen Herrn kann doch ein Kammermädchen nicht denken, und er würde schwerlich mit mir tanzen.“ Ich ließ sie weiter plaudern und erfuhr so in aller Bequemlichkeit, daß der schlanke, junge Mann mit den breiten Schultern und dem langen, blonden Schnurrbart seit sechs Wochen als Comptoirchef in meines Vaters Diensten steht, daß er aus England gekommen ist und daß ihn die Feuerwehr, in die er als einfacher Sprizmann eingetreten war, sehr bald auf Vorschlag ihres bisherigen Führers zum Hauptmann wählte, als sie sah, daß er alle Zweige des Dienstes aus dem Fundament verstand. Dorette erzählte mir auch, daß seine Leute, der Mehr-

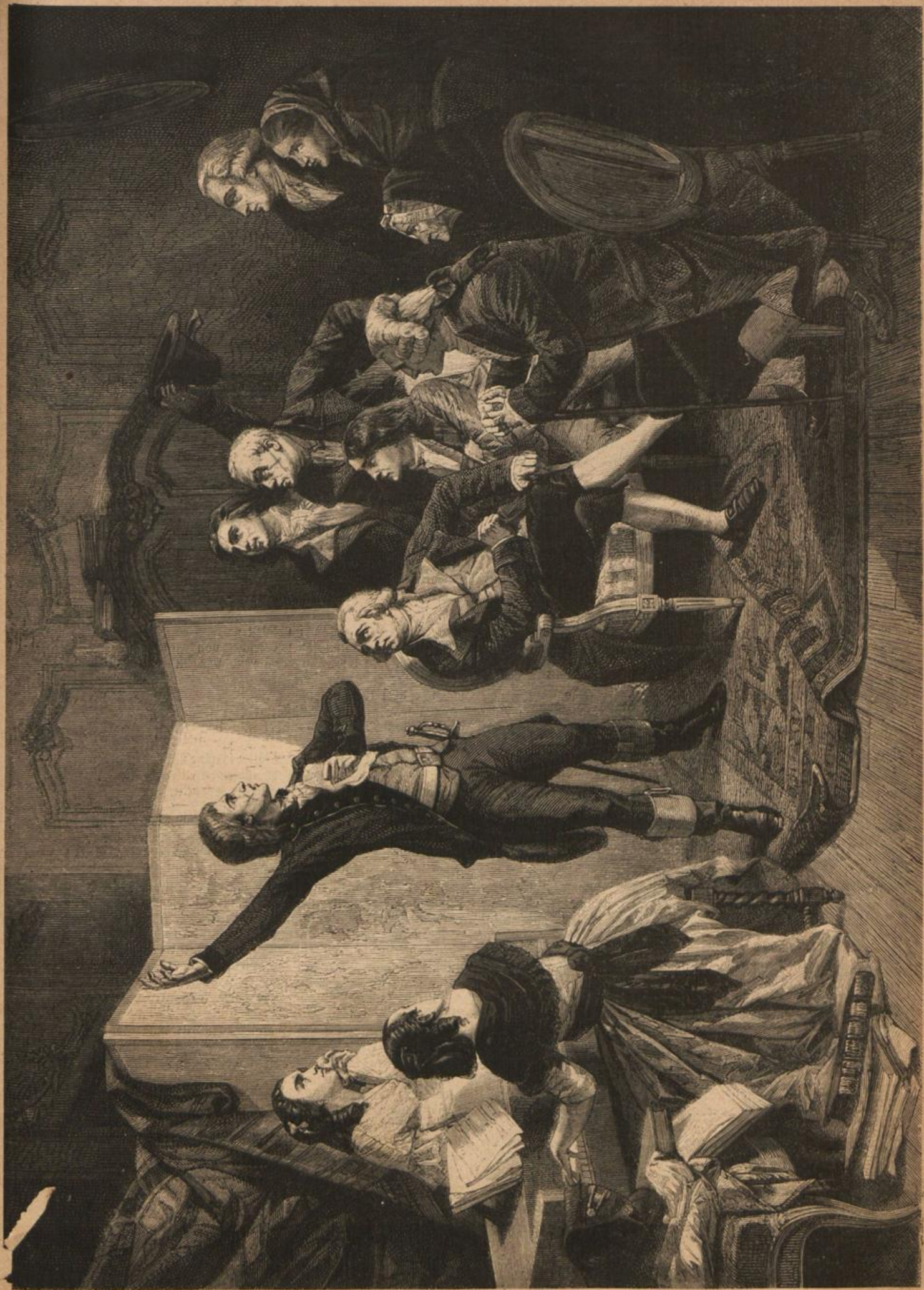


Miramar. (Seite 162.)

zahl nach Weber, buchstäblich für ihn durch's Feuer gingen und daß er mit einem Blick mehr ausrichte, als der frühere Hauptmann mit all' seinen Unteroffiziers-Kernstücken und allem Schimpfen und Wettern. Nur das kleine Häufchen junger Kaufleute, die der Feuerwehr angehören, soll nicht ganz mit ihm zufrieden sein; sie haben immer eine etwas exklusive Stellung eingenommen und sich abseits von ihren Kameraden zu halten gesucht und versprochen sich von der Erwählung eines Standesgenossen zum Führer natürlich eine Begünstigung ihrer Prätenitionen, dieser hat aber, sobald er den Sachverhalt durchschaute, die Sondergelüste der geschniegelten Herren nicht bloß entschieden zurückgewiesen, sondern sie auch mit feinem, gutmüthigem Humor lächerlich gemacht und rund heraus erklärt, daß er in seinem Corps nur Feuerwehrleute kenne und zwischen diesen keinen Unterschied mache, als den des Eifers, der Anständigkeit, des Muthes und des Straffheites. Und was weißt du nun über diesen Ritter in Stahlhelm und Roßhaarbusch, Emmy?"

Fräulein Emmy war sichtlich enttäuscht und es klang ziemlich gebehnt und gleichgiltig, als sie erwiderte:

„Ach, das ist also der Herr (Hammer, meine ich, heißt er), an dem Papa eine so gute Acquisition gemacht haben will und der im Comptoir eine Menge Verbesserungen und Vereinfachungen eingeführt hat, zum großen Verdruß des alten Weinlich, der bisher so eine Art Comptoirchef war und jetzt kalt gestellt ist. Papa hat früher seine Garne von den großen deutschen Zwischenhändlern bezogen, seit er jedoch die mechanische Weberei gebaut hat, findet er es profitabler, seine Bezüge direkt aus England zu machen und um gleich mit der Spinnerei in Verbindung zu treten, hat er den Herrn Hammer engagirt, der mehrere Jahre in Manchester angestellt war und die Verhältnisse dort und alle Bezugsquellen sehr genau kennt. Papa kann ja nicht englisch, der alte Weinlich hat nur die gewöhnliche Comptoirroutine und versteht es meisterlich, Papa um den Bart zu geben, einen krummen Rücken zu machen und ihm in allem Recht zu geben — sonst ist er das Gegentheil eines Genies und die jungen Leute bringen aus den Handelsschulen neben argem Dünnel nur ein paar Brocken mit, mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wissen und die hinten und vorn nicht zureichen. Sonst weiß ich nichts über den Herrn,



der das seltsame Glück hat, von dir protegirt zu werden, wir können ja aber nachher Papa anbohren — wenn von seinem Engländer die Rede ist, kommt er ordentlich in Feuer und wird sofort mittheilhaft.

Da mischte sich zum ersten male Modesta in's Gespräch und sagte:

„Ich bin zufällig auch im Stande, einen kleinen Beitrag zur Charakteristik des Herrn Hammer zu liefern, da Leontine ein frisches Interesse für ihn an den Tag legt. Er hat ein gutes Herz, er ist wohlthätig und er ist es, was mehr sagen will, in aller Stille. Ich war dieser Tage einmal bei der Frau Berthold, die ja viele Jahre bei uns gedient hat, weil ich hörte, daß sie krank sei. Die Leute haben viele Kinder und einen alten ganz hilflosen Vater zu ernähren, und da der Mann sich kürzlich in der Fabrik die Hand erheblich gequetscht und statt des Wochenlohnes nur das knappe Krankengeld bezieht, so waren sie recht kümmerlich daran. Während ich mir das von Frau Berthold erzählen ließ, kam der eine Bube, ein hübscher, sonnenverbrannter Flachskopf mit großen, offenen, graublauen Augen, ganz echauffirt angetrabet und rief in's Zimmer: „Mutter, Mutter — ich habe ein Stück goldenes Geld.“ Und vorsichtig öffnete er über dem Bett der Mutter die kleine, braune, krampfhaft geschlossene Faust und ein Beihmarststück fiel auf die Zudecke. Der Kleine war in der Fabrik gewesen, um sich bei dem alten gutmüthigen Portier zu erkundigen, ob er nicht einmal wieder einen Arm voll Holz bekommen könne; „der Herr, der bei der Feuerwehr den rothen Busch auf dem Helm trägt“, war dazu gekommen, hatte ihn

freundlich gefragt, wer er sei und dann mit dem Portier gesprochen. Als er nachher schon wieder nahe an der Stadt war, war ihm der Herr entgegen gekommen, hatte ihm das Geld gegeben und ihm gesagt, er solle es ja nicht verlieren und seinen Eltern einfach sagen, ein fremder Herr hätte es ihm geschenkt. Darauf hat der Kleine dreist erwidert: „D, ich kenne Sie — Sie haben Sonntags einen blauen Helm mit einem feuerrothen Busch auf!“ Der Herr hatte gelacht und war davon gegangen.“

Fräulein Emmy war ein wenig gerührt und sehr erstaunt über die lange „Rede“ — sie fragte neugierig: „Du kennst ihn also nur par renommée?“

Martha lächelte, aber es war, als werde ihre sonstige ruhige Sicherheit durch einen Hauch von unerklärlicher Befangenheit getrübt, als sie erwiderte: „Nein, ich habe sogar schon mit ihm gesprochen und kann versichern, daß er durch Takt und Gewandtheit jedem Salon Ehre machen würde.“ Sie machte eine kleine Pause, als zaudere sie, ob sie weiter erzählen müsse, ja, als beue sie sogar, so viel gesagt zu haben, aber während Emmy in gespanntester Neugier rief: „Aber weiter, weiter!“ und Frau v. Parisch sich ganz unmerklich und flüchtig auf die Unterlippe biß, wie man es wohl thut, wenn man etwas recht Unerwartetes und nicht bloß Willkommenes erfährt, kam der Bedrängte der galonirte Diener zu Hilfe, dessen Phantasiuniform alle Welt sehr abenteuerlich fand, nur der Herr Kommerzienrath nicht, und meldete gravitatisch: „Der Herr Kommerzienrath erwarten die Damen zum Thee.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Miramar.

(Nachdruck verboten.)

Von einem Naturforscher.

(Bild S. 160.)

Während wir im Pero d'oro in Triest das Mittagessen zu uns nehmen, kommt mein Freund H., ein junger, vielversprechender Gelehrter, um uns bei der köstlichen Septemberwitterung zu einer inaprovvisirten Fahrt nach Miramar einzuladen. Wir zwei anderen — beides Naturforscher — kannten das Zauberschloß nur aus der Ferne, sah ich es doch während des mehrwöchigen Aufenthaltes von meiner „Villa“ aus jeden Morgen, wenn ich an's Fenster eilte, um meinen Blick über das leicht vom Morgenwind bewegte Meer hinweg und gegen Norden an die felsigen Abhänge des schauerlichen Karstgebirges gleiten zu lassen. Dort steht das Schloß am Meer, leuchtend wie ein Märchen, räthselhaft wie das Verhängniß. Wir wollten es in der Nähe kennen lernen und nahmen also die Einladung unseres Freundes an.

Zu früher Nachmittagstunde trafen wir uns alle — Freund H. kam mit seiner Gemahlin — in der Via del Torrente und mietheten einen Wagen, der uns alsbald dem Weichbild der Handelsstadt entführte. Außerhalb des Bahnhofes biegt die Straße nach links ab und zieht sich von da an bis Miramar dicht am Meeresufer hin. Was ist herrlicher, als eine Fahrt längs der adriatischen Küste, dort, wo sich nach rechts die unwirthbaren Felsküsten des Karst erheben, während links, hart am Wege, die rhythmischen Wellen des Meeres ihre Gebichte flüstern!

Das Ufer ist steil; dicht neben uns ragen die sonderbar geschichteten Steinmauern empor. Nur an wenigen, von Erde bedeckten Stellen und Vorsprüngen finden sich da und dort noch kräftige Pflanzen, unter denen namentlich die malerisch-schlanken Riesenhalme von *Arundo Donax* (fälschlich auch „spanisches Rohr“ genannt), einem unserem Schilfrohr ähnlichen Gras, das hier wild wächst, ganz auffallend von der Umgebung absteicht. Die mageren Rasenplätze sind verdorrt, die kleineren Sträucher — zumeist Schmetterlingsblüher — welk und herbstlich gelb. Nur die Robiniensiräucher haben die tropisch-afrikanische Hitze der letzten paar Wochen unbeschadet ausgehalten und sind lebhaft grün geblieben. Alle übrige Vegetation verräth den zerstörenden Einfluß der Glühhitze des August.

Aber auf der linken Seite der Straße grüßt das weite, schimmernde und ewig bewegte Meer, das gegen Süden nur durch den Himmel begrenzt wird, während im Osten und Südosten die istrischen und dalmatinischen Höhenzüge ihre kahlen Häupter und

Rücken erheben, indeß im Westen langsam die Lagunen von Grado und die sumpfigen Striche von Aquileja hervortreten. Wir haben Miramar immerwährend vor uns; aber näher und näher rückt es heran, und ehe wir's uns recht versehen, stehen wir vor dem Eingangsthor zum Park. Vor kaum zwei Jahrzehnten war hier noch Wüste; jetzt ist sie zum Paradies geworden, ein irdisches Paradies — aber für den Schöpfer desselben ein verlorenes Paradies.

Schon gleich am Thor grüßt uns eine räthselhafte Sphinx — in Gestalt eines malerisch lumpigen Bettlers: die Grazie in Lumpen gehüllt; arm, alt, gebückt, gesenktes Hauptes, auf eine Krücke gestützt — ein depotirter Fürst? — Wir wissen's nicht und fragen nicht; aber es berührt sonderbar, am Eingang eines irdischen Paradieses das Symbol der Misere, die Rekehrseite unserer sozialen Ordnung, einen in Lumpen gehüllten Bettler zu sehen, der — soviel wir erfahren — von antiker Seite zu seinem Verufe legitimirt und sogar im Stande ist, bei ausbleibendem Fremdenbesuch in Miramar selbst Reklamationen zu machen, daß sein Geschäft nicht genug rentire, um leben zu können.

Die Umgebung ist so malerisch — und der Bettler am Parkthor eine so frappante Staffage. Unten schlagen die Wellen an die Grundmauern des Schlosses, Felsstäuben zanken sich auf der Terrassenmauer. Wir treten ein.

Rechts und links grünen uns die immergrünen Büsche von *Pittosporum Tobira*, von *Arbutus Unedo* (dem Erdbeerbaum), die Laubkronen von Lorbeerbäumen, Oliven, immergrünen Eichen und dunkeln Cyressen, Kinder des üppigen Südens und des kalten Nordens — sie stehen schweigend mit ihren glänzenden Blättern; wir achten ihrer noch nicht mit dem Interesse, das sie verdienen; denn auf schukweite Entfernung steht vor uns das Schloß, unbewohnt, verlassen — nur von einigen Beamten und Dienern bewacht. Schattengänge und Guirlanden maskiren den Eingang. Das Mauerwerk des Erdgeschosses ist von schwarzgrünem Ephen ganz bedeckt und macht den Eindruck, als hätte die Natur ungekünstelt das schwarze Leichentuch gespannt, um dem Nahenden zu sagen, daß die Trauer, die Melancholie, die Verzweiflung in diesem Schlosse eingezogen.

Wer hat denn diesen Wunderbau hergezaubert? Wer aus der Einnöde ein Eden geschaffen? — Du weißt es: Maximilian, ein Erzherzog von Oesterreich und nachmaliger Kaiser von Mexiko,

ein feingebildeter, kunstsiniger und, wie man sagt, auch edel-
denkender Habsburger. Geboren im Jahr 1832, genoss er eine
fürstliche Erziehung und fand trotz der Leppigkeit seiner Umgebung
Zeit und Lust zu idealerem Streben. Im Jahr 1857 führte er
die schöne Belgierin und Königstochter Charlotte als Braut heim
und schuf sich und ihr das herrliche Miramar. Er dichtete und
schrieb Memoiren, während an seiner Seite die stolze Belgierin
in bildender Kunst sich übte und ein träumerisches Dasein in
vollen Zügen genoss. Zwei Glückliche in einem Paradies! Die
Stellung unter den Menschen hatte sie zu Halbgöttern geschaffen;
da trat der Versuchung zu ihnen und bot ihnen die Kaiserkrone
des fernen Mexiko. Sie verließen das Eden ihrer bisher so un-
getriebenen Liebe und betraten den Weg der Abenteuer. Das
Verhängniß vollzog sich. Man begrüßte ihn unter den Tropen
als Kaiser, sie als Herrscherin (1864); aber bald lehnten sich die
Freiheitsdurstigen gegen ihn auf, bekämpften ihn als Usurpator,
als Tyrannen. Das treue Weib schied von ihm, um bei Ver-
rathern Hülfe und Rettung zu ersuchen. Es war zu spät. —
Zehn Jahre nach ihrer Vereinigung stand er verlassen und ver-
loren vor den Exekutionstruppen. Die Kugeln freier Mexikaner
fanden den Weg durch den Purpur des Kaisermantels. Sein
letzter Gedanke war das verlorene Paradies, Miramar mit der
unglückseligen Königstochter. Die Nacht der Schwermuth und
Verzweiflung senkte sich über die unglücklichste der Wittwen. Das
schöne Weib ist seit zehn Jahren irrinnig, sie hat Miramar ver-
lassen und — eine lebende Leiche — sich in die Dunkelheit des
unbewußten Daseins zurückgezogen.

Maximilian, als Mensch gut und edel, hatte vergessen, daß
es in unserm Jahrhundert ein halbscheiterisches Unternehmen ist,
sich in fremden Landen fremden Völkern als Herrscher aufzu-
drängen. „Er war ein Träumer — der in der neuen Welt
ein neues Reich verkündet und für seinen Bahn gestorben,“ —
sagt der Dichter von ihm*).

„Mit dem Wahne kam das Strafgericht, —
Ein Herrscher sieht die finstern Mächte nicht,
Die ihre sichere Beute stets umlauern —
Er wollte Samen auf Ruinen streun,
Und an der reichen Ernte sich erfreun,
In einer Kaiserburg mit morschen Mauern.“

Wir haben hier nicht zu untersuchen, in welchem Verhältnis
Schuld und Sühne im Leben des verlorenen Kaisers und der
ehregeizigen, jetzt von schwerer Geistesnacht niedergedrückten Königs-
tochter zu einander stehen. Wir beschäftigen uns hier nicht mit
dem in Purpur gehüllten Imperator, sondern mit dem Schöpfer
von Miramar, dem kunstsinigen Menschen, dem Freund der
Musen, der im Unglück selbst noch sein Leid zu besingen versteht.

„Was frommt des Herzens Zug,
Gebricht die Kraft zum Flug?
Theurer, denk' an mich, und weine — weine!“

Miramar! „Ich bewundere das Meer!“ Der zauberhafte Name,
das Drama, welches sich an denselben knüpft und vor allem der
überwältigende Reiz der Natur, welcher diesem Plätzchen Erde
eigen ist, üben auf Leidvolle wie auf Fröhliche eine außergewöhn-
liche Zugkraft aus. Miramar ist der Wallfahrtsort jener Glück-
lichen, die während der Flitterwochen ihrer jungen Ehe die Adria
besuchen; es ist aber gleichzeitig auch der letzte Zufluchtsort jener
Unglücklichen, die sterben, weil sie lieben. Man hat im Verlauf
von wenigen Wochen dort drei weibliche Leichen aus dem Meer
gezogen: unglückliche Frauen, verlorene Bräute. Es wurde uns
gelegentlich die Stelle gezeigt, wo man leithin eine blühende
Trieftenerin mit dem Fischerneß aus dem Wasser zog — an
sonniger Stelle eine nasse Leiche. Und was hat sie zum Selbst-
mord getrieben? Sie hat geliebt, einen Mann mit Leidenschaft
geliebt, der als gemeiner Verbrecher sich enthüllte und niemals
ihr Gatte werden durfte — ein Brigand. Ja, die Liebe ist kein
leerer Wahn, und Miramar hat recht sonnige Plätzchen, um selig
sterben zu können. Wir machen zuerst dem Schloß einen Besuch.
Man zeigt uns das Schlafzimmer Maximilians, sein Arbeits-
zimmer, die Bibliothek, Gesellschafts- und Audienzzimmer, die
Speisekammer, die Schloßkapelle und — den Thronsaal. Nicht die
fürstliche Ausstattung, sowohl als die Einfachheit all' dieser Räume
und der edle Stil der Architektur sind es, welche dem Innern
des „Seenschloßes am Meer“ so eigenthümlichen Reiz verleihen.
Aber überall stoßen wir auf Reminiscenzen traurigster Art. Biblio-
thek und Gemälde verrathen den gebildeten Literatur-, Kunst-

und Naturfreund. Unter den Delgemälden fesseln uns weniger
die Porträts der gekrönten Häupter, unter denen weniger geniale,
als mittelmäßige und beschränkte Kapazitäten zu sehen sind; auch
die Verräther des „verlorenen Kaisers“ fehlen nicht; es sind viel-
mehr einige Meisterwerke moderner Künstler, wie dasjenige eines
Italiensers, der Venedig bei Nacht mit wunderbarer Naturtreue
zu geben vermochte. Ein anderes von ergreifender Wirkung stellt
den orientalischen Sklavenmarkt dar, wo weibliche Schönheit und
Unschuld von der personifizirten Häßlichkeit und Gemeinheit um
schändes Geld feilgeboten wird. Hier hat der Künstler — un-
bewußt — den krassesten Ausdruck für das soziale Elend gefunden,
das am Mark der lebenden Gesellschaft zehrt. Wir sagen „un-
bewußt“ — und „unbewußt“ hat der fürstliche Käufer dieses
Gemäldes das Zerrbild unserer sozialen Verkehrtheit in die un-
mittelbare Nähe seines Thrones verlegt. Oder ist dem nicht also?
Bietet uns nicht die ganze sogenannte zivilisirte Welt ein trau-
riges Abbild jenes orientalischen Sklavenmarktes? Sklave ist der
schaffende Mann, Sklavin ist seine Tochter, vor deren Schönheit
und Unschuld die Schatzkammer des Reichen sich öffnet, um beides
für schändes Gold zu kaufen.

Lassen wir das weitere Reflektiren! Drüben auf einem Tisch
steht ein kleines Gemälde, von der schönen Königstochter Charlotte
selbst gefertigt: ein Schiff auf der Adria. Die Malerin hat in
den glänzenden Meerespiegel ihre eigenen Gedanken verlegt.
Sie wollte Kaiserin von Mexiko werden und malt das Schiff,
das sie mit ihrem Gemahl aus dem Paradies von Miramar
wegführt und hinüberträgt an die ferne, fremde Küste. Trostlos
ist sie einige Jahre später von dort wieder zurückgekommen, um
an ihrem Schicksal irre zu werden.

Im Thronsaal hängen die Bilder der berühmtesten Habsburger
und eine herrliche Komposition zur Geschichte dieses Königshauses:
eine Allegorie auf Karl V., in dessen Reich die Sonne nie unter-
ging. Ueber diesem großen Gemälde ist auch das Porträt eines
„vergangenen“ Kaisers angebracht, dessen ganze im Bild zur
Darstellung gekommene Erscheinung unwillkürlich an den Menelaus
in der „schönen Helena“ erinnert — eine lächerliche Gestalt. Sie
verzerrte den ganzen Thronsaal.

Wozu aber überhaupt dieser Thronsaal in Miramar?

Man sagt uns, daß er die Ausführung einer Idee des ver-
lorenen Kaisers von Mexiko sei. Allerdings eine köstliche Idee.
Man findet auch weise Sprüche an passender Stelle angebracht;
lateinische Verse mit tiefem philosophischen Inhalt, „die der
Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert.“ —
Gewiß, Maximilian war ein Schöngest! Aber er hat den Thron-
saal nicht mehr vollendet gesehen. — Ein Thronsaal für einen
Toten! Das Szepter liegt zerbrochen auf seinem Sarg und die
Krone zertreten im mexikanischen Sand. Die Republik hat ihm
den Tod gebracht. Weiße Prätendenten können von ihm lernen.
Der Thronsaal ist eine Ironie auf die herrliche Schöpfung
Maximilians, und sollte dereinst das Feenschloß in Trümmer
gehen, so wird es der Thronsaal verschuldet haben.

Wir erinnern uns nochmals des „Sklavenmarktes“ in einem
benachbarten Gemach. Und die neue Zeit flüstert uns zu:

Du sollst dich nicht treten lassen.
Du sollst dich nicht unterdrücken lassen.
Du sollst den Sklavenfinn von dir thun.
Du sollst die Knechtseligkeit von dir thun.
Du sollst dich nicht bücken vor einem lebendigen Menschen;
Denn er ist nicht mehr als du.

Es war der Thronsaal das letzte, was wir im Schloße sahen;
denn in der Schloßkapelle war es finster und wir haben sie nur
gestreift, als wir hinaustraten, um in den großen Park zu wan-
dern. Der helle Sonnenschein lag über der prächtigen Meeres-
bucht mit dem schloßgekrönten Landvorsprung, als wir außen
rings herumgingen um das sonderbare Tauerhaus. Du magst
an irgendeiner Stelle deinen Blick vom Schloß wegwenden und
hinausschweifen lassen in die Natur: überall wird dich letztere
bezaubern. Das Meer ist ein ewiges Leben, eine nimmernde
Bewegung; sein Bild ist in keinem Augenblick identisch mit dem
vergangenen; die Zukunft — jeder Augenblick bringt dir immer
neue Aspekte. Und wenn du, an irgendeiner Stelle am Ufer ihm
in's leuchtende Antlitz schaust, so leuchtet dir immergrüner Gebüsch,
Lorbeerhainen und duftenden Wäldern den Rücken. Delbaum und
Lorbeer, Eiche und Myrthe, Chypresse und Fächerpalme, Cedar und
Mammuthsbaum, Araukarien und Bismuthschiefern mahnen an
fremde Lande, zumeist an den gesegneten Süden. Eiche und Fichte,
Ephra und Stechpalme, Wachholder und Sinngrün sind Kinder:

*) Dramor's gesammelte Dichtungen, pag. 167—177. Berlin. 1873.

des Nordens; aber zwischen ihnen stehen wildwachsend Opuntien und Agaven — und erzählen von Mexiko und vom verlorenen Kaiser und der irrinnig gewordenen Kaiserin.

Ich habe schon viele Gärten und Anlagen gesehen, allein diese Mannichfaltigkeit und diesen Artenreichtum noch nirgends in dem Maße auf so kleinem Fleck Erde. Namentlich sind es die Nadelhölzer und Cupressineen, die hier eine Vertretung fanden, wie kaum in einem botanischen Garten des europäischen Festlandes. Die libanotische Ceder, aus deren Holz bekanntlich der salomonische Tempel aufgebaut ward, und der kalifornische Mammutbaum (*Sequoia gigantea*) gedeihen hier beide gleich prächtig, obgleich sie sich im Vaterland Gegenfüßler sind. Im ganzen Park finden wir vorwiegend immergrüne Baum- und Straucharten, so daß selbst im Winter, der übrigens selten Schnee bringt, das Grün anhält und über den nordischen Gesellen triumphiert.

Auf der großen, ebenen Parkterrasse mit dem unvergleichlichen Ausblick auf das Meer, steht eine Doppelreihe prächtiger Fächerpalmen von doppelter Manneshöhe (*Chamaerops excelsa*). Nur eine dieser Pflanzen ist männlichen, alle übrigen sind weiblichen Geschlechts. Und das, was uns der Gärtner von diesem Pflanzen-Sultan und seinem Harem erzählt, erinnert mich unwillkürlich an die Meinung der „lautern Brüder“, arabischer Gelehrten des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wonach die Palme auf der höchsten Stufe der pflanzlichen Entwicklung steht, weil sie eine Thierpflanze ist, welche in ihren Handlungen und Zuständen denen der andern Pflanzen ferner steht, wiewohl ihr Körper pflanzenartig bleibt. „Im Palmaum ist nämlich die handelnde (männliche) Kraft von der leidenden (weiblichen) getrennt, und die männlichen Stämme haben befruchtenden Blütenstaub für die Weibchen, wie dies bei den Thieren.“

Welche Fortschritte hat die Naturerkenntnis seit jener Zeit gemacht, da die Botanik allein um der Arznei willen betrieben wurde und ein Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim um 1500 von den Medizinern verlangte, daß sie auch die „Anatomei in solcher Gestalt der Kräuter und aller Gewächse“ studiren, „auf daß ihr da zusammen die gleiche Anatomei der Krankheit in Ordnung bringet.“ Ein Kraut ist fräulich, eins ist männlich. — Nun sieh die Wurzeln der Manneskrankheiten und besiehe die Wurzeln der Frauenkrankheiten, und sage darüber und rechne es aus, wie du bestehen wirst mit deiner physica und causis und indiciis. Allein es sei denn, daß du den Frauen gebest ihre besondern Wurzeln, den Männern ihre besondern, und wissest die Arznei, daß sie gespalten ist, den Männern ein Theil, den Frauen

den andern Theil, sonst wirst du kein Arzt sein, sondern ein Führer: dazu du mit viel Künsten darfst Lügen und Tellerflecken, wie denn euer aller Art ist und Studiren auf den hohen Schulen!“ Die Fächerpalmen auf Miramar tragen Früchte; das einzige männliche Exemplar hat alle weiblichen Blütenstände befruchtet. Wir wissen heute auch ganz bestimmt, daß die Alten nicht recht hatten, als sie meinten, daß weibliche und männliche Palmen sich zur Blüthezeit gegen einander neigen.

Unten am Meeresufer sind untergetauchte Wasserpflanzen. Mit dem Mikroskop erkennst du bei genauerer Untersuchung alsbald, daß das geheimnißvolle Liebeleben in der Pflanzenwelt schon bei niedern Gewächsen zum wunderlichsten Ausdruck gelangt und ohne Zweifel bei den niedersten Pflanzen seinen Anfang genommen hat.

Ungemein erfrischend und zugleich reich an perspektivischen Aspekten sind die langen, zum Theil sich kreuzenden Schattengänge mit den schwarzgrünen Ephenbüschen. Einer derselben gewährt vom hintersten Ende aus einen wunderbaren Blick das Laubwerk seiner Wände und Decke entlang bis zur vordern Oeffnung und dann hinaus, direct in's Meer und hinüber an die Felsküste, auf deren Höhen Duino mit Thurm und weithin schimmernden Häusern grüßt. Dicht hinter letzteren guckt auch noch der Thurm von Monfalcone hervor und schaut zu uns in den langen Schattengang herein, als spähete er nach Liebes-tändeleien.

An anderer Stelle treffen wir in einem dieser Laubgänge einen alten Bekannten, eine bronzene Kopie der nackten Statue von Napoleon I., die in der Brera zu Mailand dem Besucher so fremdartig entgegentritt. Die Kopie ist als solche sehr gelungen; aber wir können diesem in Erz antiquirten Welteroberer keine ästhetische Seite abgewinnen, am allerwenigsten in unsern Tagen, da sich die ganze denkende Welt wieder schmerzlich daran erinnert, daß es Napoleon I. war, welcher die Errungenschaften der französischen Revolution für lange Zeit zu lähmen vermochte. Canova hat diese berühmte Statue schon 1810, also noch zu Lebzeiten Napoleons, modellirt und in Rom aus der Hand des Gießers hervorgehen sehen. Von 1814 bis 1836 lag die Statue in den Magazinen der Akademie, hernach im Museum, bis sie 1859 im Hof der Brera auf das Postament erhoben wurde. Auf weissen Veranlassung hin diese Kopie in Miramar ihren Einzug hielt, ist uns unbekannt. Wahrscheinlich ist sie ein Geschenk Napoleons III., welcher den Erzherzog Maximilian nach Mexiko und in's Verderben führte. (Schluß folgt.)

Ein Wort über Stenographie.

Der Bildungsstrieb unseres arbeitenden Volkes bringt immer rastloser vorwärts. Es ist dabei nicht zu verwundern, wenn der Durst nach Wissen, der unsere Proletarier beseelt, oft genug nicht immer an den reinsten Quellen zu stillen versucht wird. Seit das Volk weiß, daß Wissen Macht ist, wirft es sich mit wachem Ungeflüm dem Lernen in die Arme; woher sollte es wissen, welche Bahnen die richtigsten, welche Ziele die greifbarsten sind. Das Lernen selbst ist auch eine Wissenschaft und keine von denen, die immer leicht zu handhaben sind.

In der neueren Zeit ist die Stenographie mit Enthusiasmus als Bildungsmittel des Volkes proklamirt und mehr oder weniger als großartige Kulturerrungenschaft aufgestellt worden. Die „Neue Welt“ hat sich veranlaßt gesehen, am Schlusse des ersten Jahrgangs eine solche Auslassung zu veröffentlichen. Ein Blick in die Arbeiterzeitungen überhaupt zeigt, daß in den Anzeigen der Bildungsvereine der Stenographieunterricht eine vorragende Rolle spielt.

Was ist der Grund dieser Erscheinung? Verdient die Schnellschreibekunst wirklich den Platz, den ihr enthusiastische Verehrer erweisen? Gehört sie wirklich in dem Sinne zu unsern Kulturerrungenschaften, daß sie berufen ist, Gemeingut aller zu werden und die Entwicklung des Geistes überhaupt zu fördern? Zur Beantwortung dieser und einiger damit zusammenhängenden Fragen erbitten wir uns die Aufmerksamkeit des Lesers.

Es ist eigenthümlich, daß die Stenographie geradezu an den Orten, wo sie anscheinend am meisten Nutzen bringen könnte, an unsern Hochschulen, nirgends so recht Eingang findet. Tausende

von jungen Leuten sitzen zu den Füßen des Lehrers, ihr Ohr hängt an dessen Munde und die flüchtige Feder bringt die Worte zu Papier. Wie trefflich, wenn man die Kunst versteht, alles, jedes einzelne Wort zu fixiren! Denn „was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Wie unangenehm aber, wenn man diese Kunst nicht versteht und so manches Wort, so mancher Gedanke des Lehrers der flüchtigen Feder entrinnt! Da ist die Kunst der Stenographie gewiß ein herrliches Auskunftsmittel! Und doch ist dem nicht so. Zwischen Schreiben und Schreiben ist ein großer Unterschied. Der Student, welcher gut stenographirt, bringt es allerdings fertig, am Schlusse der Vorlesung alles, jedes einzelne Wort, das vom Lehrer gesprochen wurde, in seinem Hefte zu haben; sein „Manuskript“ ist tadellos, vollständig. Aber — und das ist ein Hauptgrund — er hat die Worte des Lehrers nur in seinem Hefte, nicht aber in seinem Kopfe. Der Student dagegen, welcher nicht stenographirt, sondern die gewöhnliche Schrift, wenn auch mit beliebigen Abkürzungen, benutzt, hat zwar kein „wörtliches Manuskript“, aber er kann sich ganz gut das Wissenswerthe fixirt und dasselbe — was wiederum ein Hauptpunkt ist — zugleich in seinen Kopf, d. h. in sein Verständnis, aufgenommen haben. Eine kurze Erläuterung wird das verständlich machen.

Je gewandter und rascher der Vortrag eines Lehrers ist, desto weniger hat der Stenographirende Zeit, dem Inhalt der Worte auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er hört den Laut oder Schall der Worte und die nothwendige Gile, jeden Laut zu fixiren, macht es ihm rein unmöglich auch den Sinn zu

fassen; von einer Prüfung des Sinnes, von einem Unterscheiden des Wesentlichen oder Unwesentlichen, von einem Erfassen der Gedanken nach dem Grad und der Bedeutung ihres Inhalts ist absolut keine Rede. Der Mechanismus des Schreibens absorbiert den Schreibenden so sehr, daß der geistige Inhalt vollkommen verloren geht. Der Schreiber kann nicht mehr denken, er ist eine bloße Maschine, eine Maschine allerdings, die merkwürdiger Weise hören und schreiben, aber gerade so wenig denken kann, wie jede andere Maschine. Ganz anders der Student, welcher mit der Feder in der Hand einem Vortrage folgt und sich der gewöhnlichen Schreibweise bedient. Er weiß, daß er nicht alle Worte des Lehrers zu Papier bringen, sondern nur das Werthvollste, das Bedeutendste fixieren kann. An ihm ist es also, scharf aufzumerken, dem Inhalt der Rede mit angestrengtester Aufmerksamkeit zu folgen, das Wesentliche vom Unwesentlichen, die Spreu vom Weizen zu sondern. Immer wird ihm so viel Zeit bleiben, das, was ihm werthvoll dünkt, zu Papier zu bringen, wenn auch nur in Andeutungen oder Umrissen. Sein Thun ist ein unausgesetztes Aufmerken, Denken, Prüfen, Unterscheiden, mit einem Wort, eine geistige Gymnastik, die unendlich höheren Werth hat, als das gedankenlose Nachschreiben bloßer Worte. Ich habe einen vortrefflichen Lehrer gehabt auf der Hochschule zu T., einen bedeutenden Gelehrten. Wie oft pflegte er zu sagen: „Ein stenographisches Manuscript ist keinen Schuß Pulver werth!“ Er hatte recht, recht insofern, als der Schreiber selbst von seiner Vorlesung zumeist gar keinen Nutzen hat, sondern diesen Nutzen sich erst nachträglich durch eingehendes Studium seines Manuscripts erringen muß. Er hat also mehr als doppelte Mühe. Ein gewöhnlich geschriebenes Manuscript dagegen kann, wenn der Schreibende aufmerksam und geübt ist, dem Inhalt nach vollständig sein und hat überdies den ungeheuren Vorzug, daß der Schreibende darum seine eigene Gedankenarbeit, sein eigenes Fassungsvermögen niederlegt. Nimmt er es nachträglich wieder zur Hand, so muthet ihn der Inhalt nicht fremd und unbekannt an; er fühlt sich zu Hause und findet aus seinen eigenen Worten ebensogut, ja noch besser, als sein stenographirender Kommilitone, des Lehrers Gedanken heraus.

Aber man stenographirt ja nicht bloß für sich selbst, man stenographirt namentlich auch für andere! Auch hierüber kann man auf der Universität treffliche Erfahrungen sammeln. Einem stenographischen Manuscript fehlt es, auch für den, der große Uebung im Lesen desselben hat, zumeist sicher an Uebersichtlichkeit. Wenn es sich um Studien in stenographischen Manuscripten handelt, empfindet man diesen Mangel auf's schmerzlichste. Rasches Sichzurechtfinden, schnelle Orientirung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die gewöhnliche Schreibweise ist für den Leser tausendmal bequemer und wird es immer bleiben. Es muß so sein, ganz abgesehen davon, daß man stenographische Schrift oder Druck ja überhaupt nicht schneller lesen kann, als jede andere Schrift. Worte und Gedanken stehen in so inniger Wechselbeziehung, daß man das eine nicht ohne das andere schneller oder langsamer machen kann. Die Stenographie wird doch nicht beanspruchen wollen, auch das Denken schneller zu machen.

Was ich bisher gesagt, ist das Resultat langjähriger Erfahrung und jeder, der nicht zu den Fanatikern der Stenographie gehört, — und jede derartige Fertigkeit hat ihre Fanatiker — wird mir beistimmen. Aber es ist nicht nöthig, sich auf die Erfahrung zu berufen. Es gibt innere Gründe genug, um unsere Auffassung nach allen Seiten hin zu rechtfertigen. Wenn ich spreche und ein zweiter meine Worte stenographiren soll, was verlange ich von

demselben? Ich verlange, bei Nicht betrachtet, etwas Unmögliches von ihm. Ich verlange nämlich, daß er nicht bloß so schnell denke, wie ich — denn Sprechen und Denken, deckt sich — sondern, daß er zugleich das Gedachte niederzuschreibe. In derselben Zeiteinheit, die ich zum Aussprechen meines Gedankens brauche, soll er die doppelte Arbeit verrichten — Denken und Schreiben. Entweder also muß er noch einmal so schnell denken, wie ich, um die Hälfte der Zeiteinheit auf's Schreiben verwenden zu können oder aber — und das ist die Lösung des Räthfels — er läßt das Denken bleiben und begnügt sich mit dem bloßen Schreiben. Und das ist denn auch der gewöhnliche Gang der Dinge.

So sehen wir, daß die Stenographie, weit entfernt, an und für sich schon etwas geistig Bedeutendes zu sein, vielmehr ein ganz gefährliches Prinzip der Oberflächlichkeit in ihrem Schooße birgt. Nicht bloß die Erfahrung, eine innere Naturnothwendigkeit bringt es so mit sich. Denken und Sprechen sind zwei Funktionen, die sich, was den Zeitaufwand betrifft, vollständig decken, Denken und Schreiben oder Sprechen und Schreiben aber sind zwei Thätigkeiten, die sich niemals, so lange die heutigen Naturgesetze walten, decken können. Das Schreiben muß langsamer sein, als das Denken, das Schreiben wenigstens, welches noch neben der mechanischen Thätigkeit Raum zum Denken übrig lassen soll. Der Stenographirende denkt natürlich auch, aber er denkt nicht an den Inhalt dessen, was er schreibt, er kann nicht daran denken, sondern er denkt nur an sein Schreiben, an die Gezehe, die er in seinem Schreiben befolgen muß, mit einem Wort, an seine Schreibregeln.

Ich hoffe, man wird mich über das Vorhergehende nicht mißverstehen. Es kann mir natürlich entfernt nicht in den Sinn kommen, die überaus große Bedeutung der Stenographie für's öffentliche Leben zu leugnen. Die großen geistigen Verkehrswege der Nationen können ohne sie nicht mehr gedacht werden; sie hat sich für das politische und soziale Leben eine hohe Bedeutung errungen. Aber von hier aus bis zu dem Satze, daß dieselbe ein allgemeines Bildungsprinzip enthalte, wie es ihre begeisterten Anhänger uns glauben machen wollen, ist nicht bloß ein großer, sondern ein verkehrter Schritt. Die Stenographie kann niemals „Gemeingut aller Gebildeten“ werden in dem Sinne, daß sie die gewöhnliche Schreibweise aus ihren Positionen verdrängt. Sie muß nothwendig eine Spezialkunst, eine Spezialfertigkeit bleiben, und ist als solche gewiß grade so achtungs-, so ehrenwerth, wie jede andere Art geistiger oder körperlicher Arbeit. Ebensovienig soll verkannt werden, daß die Erfinder der verschiedenen stenographischen Systeme vielfach außerordentlichen Scharfsinn und feines Verständniß der Sprache und ihrer Anforderungen bekundet haben. Was für praktische Folgerungen ergeben sich aus dem allen? Es muß dem Arbeiterstande gegenüber mit aller Entschiedenheit betont werden, daß ihm ganz andere und viel nachhaltigere Bildungsmittel zu Gebote stehen, als die Stenographie. Ja, wenn wir noch weiter bedenken, daß der Arbeiter durchschnittlich die kleine Zeit, die ihm zur geistigen Arbeit, zum Lernen übrig bleibt, mühsam und mit großen Opfern erkaufen muß, so wird es zur förmlichen Pflicht, den Arbeiterstand als solchen vor der Stenographie zu warnen. Einestheils steht der Nutzen, den sie bringt, zu dem Zeitaufwand, den sie erfordert, in gar keinem Verhältniß, andertheils liegt sogar eine gewisse Gefahr der Verflachung, der Oberflächlichkeit in ihr. Wenn eine Zeit Konzentrirung aller geistigen Fähigkeiten, ernstes Denken und rastloses Lernen fordert, so ist es die unfähige. Die Stenographie ist für jeden, der sie nicht als Beruf treiben will, nichts weiter als eine Spielerei.

Dr. Mühlberger.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Stadtrichter Melzer begann mit der lauten und ein wenig trächzenden Stimme eines Unglücksraben wie folgt:

„Dieses Testament, was hier zur Verlesung kommen soll, ist, seinen ursprünglichen Inhalt betreffend, schon vor langer Zeit entworfen worden. Alljährlich fast hat der Herr Erblaffer beliebt, einige ihm nothwendig erscheinende Abänderungen zu treffen, und die letzte Revision erfuhr das Testament vor nun drei

Monaten. Selbstverständlich ist alles in der Form Rechtens geschehen und ist gegen die Rechttheit nichts einzuwenden, auch befand sich der Herr Erblaffer zu jener Zeit, laut Zeugnisses des ihn behandelnden Arztes, in völlig normalem Geisteszustande. Dies vorausschickend, gehe ich an die Verlesung des Testaments.“

Wieder entstand eine sekundenlange Pause, der metallische Blick schoß noch einmal unter den großen Brillengläsern hervor

und überflog die todtenstille Versammlung. — Dann fuhr die krächzende Stimme zu reden fort:

„Ich, Christian Leberecht Jakob Bartels, Bürger der Stadt Dohlemwinkel und Hausbesitzer daselbst, habe in folgendem, frei von jeglicher Beeinflussung und nach meinem besten Ermessen, zudem nach jahrelanger, eifriger und unparteiischer Prüfung, über das mir von meinem Vater hinterlassene Vermögen, im Falle meines Todes, wie folgt verfügt.

„Ad I. Für milde Stiftungen. Acht Tage nach meinem Ableben sollen an die städtischen Armen, die mich oft genug mit ihren Anliegen und Jeremiaden belästigt haben, die in meinem Gebrauch gewesenen Kleidungs- und Wäschestücke vertheilt werden, auf daß sie sich durch den Augenschein überzeugen, mit wie wenig ein reicher Mann auskommen konnte. Da ich fest überzeugt bin, daß die weise Lehre, daß überhaupt nur der Bedürfnislose reich ist, für jeden Einzelnen weit werthvoller ist, als das größte Geldgeschenk, hinterlasse ich diesen allen weiter nichts als die oben genannten Kleidungsstücke, um die sie ja würfeln können.

„Ad II. Dagegen bestimme ich die Summe von 20,000 Thalern zur Gründung eines Spitals für unheilbare Krauke, denn es ist Pflicht der Allgemeinheit, für jene Unglücklichen Sorge zu tragen, die absolut nicht mehr im Stande sind, sich durch eigene Kraft zu helfen. Es ist in der Regel schlecht bestellt um jene Hülfe, welche in solchen Fällen geboten wird, und dem Uebelstande will ich nach meinen schwachen Kräften abhelfen, hoffend, daß mein Beispiel Nachahmung finden wird. Der zu meinem Stadthause gehörige sogenannte Rosengarten soll zum Bauplatz für das Spital genommen und die zum Aufbau des Hauses nöthigen Materialien sollen gleichfalls aus dem Baarfonds meines Nachlasses bestritten werden. Die näheren Bestimmungen über die Verwaltung dieses Spitals befinden sich in einem Anhange, der diesem Testamente beigeheftet ist.

„Nur eins will ich auch noch an dieser Stelle bemerken, daß es mein ausdrücklicher Wille ist, einen Raum in diesem Hause der Barmherzigkeit zur Aufnahme und Heilung kranker Thiere verwendet zu wissen. Die Menschen sind nämlich gegen diese armen und treuen Geschöpfe, die ihnen zur Unterhaltung dienen oder Nutzen bringen, im höchsten Grade undankbar und vergessen ganz, daß die Thiere bedeutend besser sind als sie und erst im gezähmten Zustande menschliche Unarten und Bosheiten annehmen und zeigen. Notabene: Zimmermeister Ludolff schuldet mir von lange her die Summe von 500 Thalern, und wird es demselben sicher angenehm sein, wenn ich ihm dadurch, daß er sich beim Bau des Spitals nützlich machen darf, Gelegenheit gebe, diesen Betrag (die Schuldbeschreibung des p. Ludolff befindet sich bei meinen übrigen Werthpapieren), den ich ihm schon so lange kreditirt, endlich abzuführen.“

Der Stadtrichter Melzer schöpfte Athem. Die Erben hatten süß-säuerliche Mienen bei diesem unerwartet reichen Legate gemacht. Auch in dem Zuschauerraume — wenn wir diesen gewagten Ausdruck brauchen können — hatte diese Bestimmung Sensation erregt; als aber der gleichfalls anwesende Zimmermeister Ludolff, der als schlechter Zahler bekannt war, eine höchst verdüsterte Miene machte und dann halb laut einen Fluch vor sich hin brummte, hätte wenig dazu gefehlt, daß eine allgemeine Heiterkeit gefolgt wäre. Lediglich die Spannung, was nun weiter werden würde, und die Scheu vor dem allgewaltigen Herrn Stadtrichter hielt die Leute zurück.

Dieser begann denn auch schon wieder, nachdem er einen noch schärferen Blick auf die Erben geworfen und diesmal sogar ein entschieden höhnisches Lächeln um die schmalen Lippen des gewaltigen Mannes spielte.

„Da meine Geschwister all' die Jahre her weder Zeit noch Mühe gespart haben, sich mir angenehm zu machen, und das Schicksal es wollte, daß sie so lange auf den ersuchten Augenblick warten mußten, wo ich mit Tode abgehen und der Bartels'sche Erbschatz in ihre Hände fallen würde, wäre es höchst ungerecht von mir, wollte ich sie nicht angemessen bedenken.

„Jahrzehnte über bemühte sich ein jeder und eine jede, mir die möglichst schlechte Meinung von dem oder der andern beizubringen. Daß diese Arbeit nicht eine ganz vergebliche gewesen, davon werden die nachfolgenden Bestimmungen dieses Testaments meine Erben überzeugen!“

Herr Melzer räusperte sich, und diese kurze Pause benützte die Erben dazu, einander feindselige Blicke zuzuwenden. Eine geheime Unruhe sprach übrigens dabei aus ihren versteckten Mienen. — Diese Einleitung war wenig versprechend — doch

jetzt — jetzt kam ja die Entscheidung und schließlich konnte es auch einem jeden egal sein, was der nun Verstorbene von ihm gedacht oder gehalten. Nach den letztwilligen Bestimmungen des ersten Erblassers, des Vater Bartels — dem es darum zu thun gewesen, das Hauptkapital vereinigt zu wissen in der Hand eines einzigen Nachkommen — durfte Bruder Jakob das Geld nicht verzetteln, sondern war gehalten, es einem Bartels — wer derselbe immer sei — zu hinterlassen. Ob er dies gern oder ungern that, fiel dabei wenig in's Gewicht.

Die krächzende Stimme begann wieder:

„Ad III. Meinem ältesten Bruder Johann Bartels, Schreinermeister alhier, der in letzter Zeit mehr als einmal den Wunsch ausgesprochen, sich zur Ruhe zu setzen und seine alten Tage in Frieden zu verleben, fern von den Anfeindungen der übrigen Geschwister, hinterlasse ich meine, zu diesem Zwecke im Vorjahre erworbene, in Dorf Nauhenwitz gelegene Aderwirthschaft.

„Die Landluft, die Bewegung im Freien wird den angegriffenen Gesundheitszustand meines Bruders verbessern und zugleich wird seine Seelenruhe hergestellt werden, denn Frau Friederike hat dadurch einen größeren Wirkungskreis für ihre Thätigkeit und wird ihren Mann weniger plagen können.

„Noch mache ich zur Bedingung, daß Bruder Johann diesen Besitz nicht veräußern darf, sondern denselben nach seinem Tode unverschuldet seinen Erben zu hinterlassen hat, auch soll der Austritt dieser Erbschaft, notabene die Uebersiedelung nach Nauhenwitz, sechs Wochen nach der Testamentsvollstreckung erfolgen.“

Der kleine Schreinermeister bebt vor Horn und Aerger und Frau Friederike blickte ingrimmig drein. Allerdings hatte Johann wiederholt den Wunsch geäußert, seine letzten Lebensjahre auf dem Lande zu verleben. Seine Tochter Franziska nämlich, die den Verwalter des Gutes Nauhenwitz geheirathet, hatte schon mehr als einmal erzählt, daß Herr v. Mahren, dem das Gut gehörte, es gern und zu einem sehr billigen Preise veräußern möchte. Nun hatten es sich Eltern, Tochter und Schwiegerohn gar herrlich gedacht, das hübsche Freigut vereint bewohnen und bewirthschaften zu können. Daß der Erbonkel die unter dem Hammer befindliche und dem stattlichen Gutshof gegenüber gelegene Aderwirthschaft an sich gebracht, davon hatte niemand eine Ahnung gehabt.

Unerbittlich, wie die Stimme des Engels mit der Posaune, fuhr indeß der Stadtrichter zu lesen fort:

„Ad IV. Wenn mein Bruder Eusebius noch jünger wäre, so würde ich ihm ein Kapital zu dem Zweck überweisen, daß er eine Zeitlang jenseit des Ozeans Studien bei den praktischen Amerikanern mache. Er würde vielleicht dann einsehen, daß es weniger der Bücherweisheit bedarf, um seinen Mitmenschen zu nützen, und daß einerlei ist, ob man nur den Katechismus oder die Werke aller Weltweisen studirt hat, wenn man es doch nicht weiter gebracht hat, als die alten Schuhe und Stiefeln der Dohlemwinkler zu sicken.“

Das barlose Gesicht des alten Studenten röthete sich — was die Ermahnungen und Spottereien vieler Jahre nicht vermocht, hatten diese wenigen Worte, die gleichsam aus dem Grabe heraus zu ihm gesprochen waren, erreicht. Der Gedanke verwirrte ihn plötzlich: daß vielleicht auch er, der bescheidenste und genügsamste der Menschen, sich überhoben habe in gelehrtem Dünkel und sich für weise gehalten, während er doch von dem Einfältigsten insofern übertroffen werde, daß letzterer der Menschheit nützlich sei. —

Betreten blickte der Philosoph vor sich nieder, und seine Augen glänzten erst wieder in neuem Muth und höherer Freundlichkeit, als Doktor Melzer fortfuhr:

„Da ein alter Baum sich aber nicht wohl verpflanzen läßt, soll man ihm Gelegenheit geben, seinen Schatten ruhbringend zu spenden. So bestimme ich denn meinen Bruder Eusebius zum Verwalter des obengenannten Spitals, und hat ihm mein Universalerbe eine jährliche Rente von 600 Thalern, bis zum Tode, zu zahlen. Daran knüpfe ich die beschränkende Bestimmung: daß Eusebius von dieser Einnahme nicht mehr als die Hälfte jährlich zum Ankauf von Büchern verwenden darf. Ich zweifle nicht daran, daß er diesem Hause der Barmherzigkeit ein treulicher Vorsteher sein und dafür sorgen wird, daß alle meine dafür nach langer Ueberlegung getroffenen Bestimmungen und Einrichtungen aufrecht bleiben.“

Der alte Student blickte mit einem Lächeln höchster Zufriedenheit um sich, auch die übrigen schienen befriedigt. Nach den ersten Bestimmungen war man schon auf das Aeußerste gefaßt gewesen und hätte sich kaum noch gewundert, wenn Eusebius zum

Universalerben ernannt worden wäre. Nun war auch diese Gefahr beseitigt, und man athmete freier.

„Ad V. Meine Schwester Martha“, las der Stadtrichter, „eignet sich ganz vortreflich zur Wirthin eines Gasthauses. Da sie selbst gern gut ist und einem ächten Tropfen nicht abgeneigt ist,“ — hier schmunzelte Jonas Wallfisch verständnißvoll — „so habe ich für sie das Wirthshaus und die Schantgerechtigkeit in Segendorf erworben, und wird es nur an ihr liegen, durch prompte und reelle Geschäftsführung ihrem kleinen Wirthshause einen großen Ruf zu verschaffen.“

Martha ward bleich vor Zorn, während ihre große Nase im schönsten Rubinroth erglänzte. Sie kannte das kleine, erbärmliche Wirthshaus in Segendorf, das ganze Grundstück war nicht viel über 1000 Thaler werth, und das sollte ihr ganzes Erbtheil sein!

Aller Augen blickten nun auf den Hofrath, an ihn mußte jetzt die Reihe kommen, wenn es dem Alter nach ging, wie bisher.

Aber es hieß weiter in dem sonderbaren Testamente:

„Ad VI. Auf einer meiner Reisen hatte ich Gelegenheit die innere Einrichtung und das Leben in einem Stift für „betagte Unvermählte“ weiblichen Geschlechtes kennen zu lernen. Mit einer scharfen Zunge und ein wenig Bosheit kann sich da eine jede

recht angenehm durch's Leben bringen, denn was das Dasein alter Jungfern so peinvoll macht, wird ihnen in dieser wohlthätigen Anstalt aus dem Wege geräumt. Sie erblicken hier weder einen Mann, noch ein jüngeres oder schönes weibliches Wesen, also wird weder ihre Herzensruhe gestört, noch ihr Neid erregt. Dafür dilettiren die Bewohnerinnen dieses Stiftes in allen möglichen Künsten, und wird es meiner poetischen Schwester leicht werden, ein geeignetes Publikum für ihre lyrischen Ergüsse zu finden. Ich habe mich demnach entschlossen, eine Stelle durch Einzahlung eines Kapitals für sie zu erwerben, und gebe ich ihr zu bedenken, daß, wenn sie nicht in das nauenheimer Stift übersiedeln wollte, das Geld verloren wäre und sie somit leer ausginge.“

Bisher hatten noch alle Genannten ihre Fassung zu bewahren gewußt, nur Emmerenzia machte eine Ausnahme. Ihre dunkeln Augen schossen Blitze, die Geiernase hob sich noch mehr vor und dafür trat das Kinn fast gänzlich zurück, sie flüsterte der neben ihr sitzenden Schwägerin Friederike zu, daß sie dieses ungerechte Testament umstoßen werde, und da sie bei ihrem Sprachfehler jedes Wort verstümmelt herausbrachte, klang es wie das Zischen einer Schlange.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarier.

X.

Dr. Löwe-Casbe! — Mit welchem Jubel wurde des Mannes Name genannt, als er mit einem Theile der Mitglieder des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart übersiedelte und dort energisch für die Reichsverfassung eintrat. Und welche Erbitterung griff um sich, als man hörte, daß der glänzende Redner und der gewandte Parlamentspräsident wegen Hochverraths am deutschen Bunde vom preussischen Obertribunal zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden sei. Glücklicherweise war Löwe in's Ausland gegangen, und allbiweil ging es den Preußen so wie den Nürnbergern.

Löwe ist ein geborener Redner, er hat eine volltönende, kräftige und klangreiche Stimme, sein Stil ist edel und seine Ausdrucksweise geht zu Herzen — was wunder, daß er 1848, in jener großen, wenn auch allzuprasenreichen Zeit, große Begeisterung fand. Seine Pflicht that Löwe in jener Zeit, soweit es ein einziger Mann vermochte, völlig, und sein Andenken wäre allen wahrhaft freisinnigen Männern in Deutschland theuer geblieben, wenn, ja wenn Löwe nicht nach Deutschland zurückgekehrt wäre.

Er hatte sich in die Schweiz geflüchtet, war dann nach London und darauf nach New-York gezogen, wo er von seiner ärztlichen Praxis lebte. Da nahte sich ihm das Unglück im Jahre 1861 in Gestalt der vom Preußenkönig erlassenen Amnestie. Löwe kehrte nach Deutschland zurück und machte sofort den dummen Streich, sich das preussische Bürgerrecht wiederzuerwerben und in das Abgeordnetenhaus wählen zu lassen.

Geboren ist Löwe in Osvenstedt bei Magdeburg im Jahre 1814; den Zunamen Casbe hat er erhalten, weil jener Ort ihn 1848 in's Parlament wählte, in dem er zur Linken gehörte. Nach der Uebersiedlung des Parlaments nach Stuttgart wurde er zum Präsidenten gewählt. Vom Jahre 1863—70 und von 1873 bis jetzt ist er Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, dessen erster Vicepräsident er seit 1876 ist. Seit 1867 ist er Mitglied des deutschen Reichstags. Als Parlamentarier ist der Mann immer tiefer gesunken; vom Demokraten über die Fortschrittspartei hinaus, befindet er sich bei den Nationalliberalen, wenn auch nicht dem Namen nach — Laster ist ihm manchmal zu freisinnig. Er stimmte für das deutsche Militärgesetz, welches auf sieben Jahre das Budgetrecht des Reichstags illusorisch machte; er stimmte für das Landsturmgesetz, daß alle Staatsangehörige bis zum 42. Jahre kriegspflichtig macht und unter den Korporalstod bringt.

Löwe ist fett geworden, sehr fett; sein Herz ist fett geworden, sein Hirn und seine Stimme — und so fett, so zahm ist er auch geworden. Erhält der rothe Revolutionär von 1848 nun noch eine Geheimrathsstelle im Reichsgesundheitsamt, auf welche er spekuliren soll, so ist er politisch vollends todt, — und so wollen auch wir ihn zu den Todten werfen.

S.

Die ersten Anfänge der Gesellschaftsbildung. Bei der Beschreibung des ägyptischen Thierdienstes erzählt Diodor: „Als die Menschen aus dem thierischen Zustande zum geselligen Leben übergingen, so fraßen sie einander auf und bekriegten sich, wobei der Stärkere immer den Schwächeren überwältigte. Nachher aber fanden es die, welche an Stärke den anderen nicht gewachsen waren, vorthellhafter, sich schaarenweise zu sammeln und sich gewisse Thiere, die später heilig gehalten wurden, zu Merkzeichen zu wählen. Bei einem solchen Merkzeichen kamen nun Leute zusammen, die in beständiger Furcht gelebt hatten, und bildeten so ihren Verfolgern gegenüber einen achtungsgebietenden

Verein.“ — Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Noth, das Bedürfniß, die Menschen zur Vereinigung geführt. Wir haben in der Natur noch ähnliche Vorgänge; die einzelne Krähe ist einem Habicht nicht gewachsen, vereint aber wird er bezwungen, und so ist es im Menschenleben, gleichgültig auch, ob der feindliche Gegenstand ein Menschenfresser oder ein anderes Uebel ist. — Die Menschen wollen ein friedliches und ein ihrer Kultur entsprechendes glückseliges Leben führen. Jeder Mensch hat das berechnete Streben nach dem vollen Genuß aller Vorzüge, welche der Gesellschaftsverband dem einzelnen zu bieten vermag, und diesem Streben begegnen wir bereits in den ersten Anfängen der Menschheitsgeschichte. Von einzelnen wurden Erfindungen und Entdeckungen gemacht, welche ihnen Vortheile brachten. Die Vertheidigung derselben, das Bestreben, sie allein auszunutzen, erweckte Gesellschaftskämpfe, da die übrigen Mitglieder des Verbandes das sehr natürliche Verlangen trugen, die Vortheile, welche der einzelne vor den anderen genoß, zu verallgemeinern, ein ebensolches Dasein zu führen, wie ihr zufällig bevorzugter Genosse. Wo der Glückliche sich dazu verstand, an den Vorzügen, zu denen er gelangt, auch andere theilnehmen zu lassen, um nicht mit allen theilen zu müssen, da entwickelte sich der Klassenstaat, da gab es auf der einen Seite Starke und Mächtige, Herrscher, und auf der andern Schwache und Abhängige, Sklaven. — Diesen Kämpfen begegnet man auch heute noch. Einer großen Menge, der der Lebensgenuß vorenthalten und verknümmert wird, den die Kulturstufe bietet, welche der Gesellschaftsverband erreicht hat, steht ein kleiner Bruchtheil Genießender gegenüber. Die Menschen in ihrer Allgemeinheit befeelt nicht, wie neuerdings von einem namhaften Gelehrten auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft behauptet wurde, „das ruheloze Streben nach bevorzugtem Dasein, nach Vortheilen vor anderen und selbst auf Kosten anderer,“ sondern allein das Verlangen nach der denkbar höchsten Glückseligkeit. So wollen die arbeitenden Klassen auch nicht ein schwelgerisches Leben, wie die Genießenden es sich bereiten können, sondern ein auskömmliches und gleich glückliches für alle.

C. L.

Ein Mitarbeiter Mirabeau's. Das in meinem Artikel über die Jakobinermiliz erwähnte Buch von Professor Galiffe enthält auch einen Brief von Etienne Salomon Reybaz. Der Name dürfte nur dem kleinsten Theile der Leser der „Neuen Welt“ bekannt sein; er ließ seinen Glanz einem andern und größern, und der unbedienten Vergessenheit entriff ihn erst ein 1873 herausgekommenes Buch von Plan, das an der Hand von auf der genfer Stadtbibliothek befindlichen Originalien den strengen Beweis durchführte, daß Mirabeau nicht allein von Reybaz fortwährend mit Material für die parlamentarische Aktion versehen wurde, sondern daß er auch mehrere Reden hielt, welche dieser für ihn entworfen und bis in's Detail ausgearbeitet hatte. — Im Jahre 1781 kam es in Genf zu blutigen Wirren, die Nachbarstaaten intervenirten und die Häupter der revolutionären Ratsis entzogen sich der Rache des siegreichen Patriats durch die Flucht. Unter den Geflohenen war auch Reybaz. Ein geborener Waadtländer, hatte er nach Vollendung theologisch-philosophischer Studien in Genf längere Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet, dann als Mentor eines jungen schwedischen Seafen Frankreich durchkreist, in literarischen Kreisen daselbst viele Bekanntschaften angeknüpft und bei seiner Rückkehr in der schönen Lemansstadt das Bürgerrecht erworben. Mit seiner scharfen Feder verfolgte er die Sache der Ratsis und die Niederlage dieser Partei machte auch seine Stellung unhaltbar. — Dekonomisch unabhängig, lebte er in Paris, wohin er sich gewendet, ganz seinen Studien und arbeitete nur gelegentlich für eine Zeitung. Zwei Mitarbeiter des von Mirabeau begründeten „Courrier de Provence“ machten ihren Meister aufmerksam auf

die glänzende Begabung ihres Landsmanns, und dieser versäumte nicht, denselben für dauernd an sich zu ziehen. Plan hat circa hundert Briefe veröffentlicht, welche Mirabeau an seinen Mitarbeiter schrieb, und dieselben beweisen, daß zwischen den beiden ein herzliches, auf gegenseitiger Hochachtung begründetes Verhältnis bestand. Ein Brief, datirt vom 4. Januar 1790, ist das Begleitschreiben zu einer Arbeit über die Reform einer kriminalrechtlichen Materie, welche Reybaz zur Durchsicht unterbreitet wird. Unterm 28. Januar spricht ihm Mirabeau seinen lebhaften Dank aus für die ihm gelieferte Abhandlung über die moralischen und politischen Konsequenzen des priesterlichen Eclibates. Er entschuldigte sich, daß er in seiner Rede einige Worte ausgelassen habe und versicherte, daß sie im Druck erscheinen werden. Einmal klagt er auch mit reizender Höflichkeit über die Schrift, welche für die Tribüne zu sein sei. Die Reden über das Duell, über die Organisation der Nationalgarde, die Besteuerung der Rente u. s. w. sind unter direkter Mithilfe von Reybaz entstanden. Auch einen Entwurf über die Um- und Neugestaltung des öffentlichen Erziehungswezens, den „Anter der Revolution“ sollte er abfassen, Mirabeau forderte ihn hierzu mit schwungvollen Worten auf. Von seinem Sterbelager aus richtete er noch einen Brief an Reybaz, in welchem er die Hoffnung ausdrückt, bald wieder auftreten zu können. Der Tod ereilte ihn jedoch am 2. April 1791; drittes Tags darauf bestieg Talleyrand die Tribüne, verlas die (von Reybaz entworfene) Rede, welche Mirabeau hatte halten wollen und nannte sie dessen „letzten Seufzer“. Der Entwurf zu dem meisterhaften Votum über die Priesterehe fand sich vollständig im Nachlasse von Reybaz vor. Wird Mirabeau, von dem Viktor Hugo irgendwo sagt, „es sei kein Mensch und kein Volk, sondern ein unermessliches Ereignis, das zu uns spreche“, durch Plan's Enthüllung vom Diebstahl geworfen? Keineswegs. Wie seit der Entdeckung der Sonnenflecke die Sonne uns nicht minder majestätisch erscheint, so bleibt Mirabeau in seiner ersten Periode doch eine großartige Gestalt, ein flammendes, leider aber bald in einer Korruptionslache untergegangenes Gestirn. Schon seine ersten, zum Theil im Gefängnis und gewiß ohne Beihilfe dienstbarer Geister geschriebenen Werke (es sei nur an seine „Briefe über die Verhaftungsbeefehle und die Staatsgefängnisse“ erinnert) athmen eine Kraft und Leidenschaftlichkeit, wie sie nur genialen Naturen innewohnt. Und gerade darin, daß er den bescheidenen und unberühmten Reybaz nach kurzem Verkehr, beinahe auf den ersten Blick als einen Mann von kongenialen Wesen erkennt, ist ein Beweis seines eminenten Scharfsinns. — Mirabeau vertrat den Konstitutionalismus in der Revolution; Reybaz war Republikaner, aber ein sehr gemäßigter, der an der weiteren Entwicklung keine sonderliche Freude hatte. Als Vertreter seiner Vaterstadt bei den französischen Machthabern entwickelte er später viel Energie und kehrte dann in's Privatleben zurück, um seinen Studien zu leben. Er starb 1804. Seine Tochter vermählte sich mit dem dänischen Dichter Baggesen.

R. R.

Rouget de Lisle trägt zum erstenmal die Marseillaise vor. (Bild Seite 161.) In Strassburg war es, wo das weltberühmteste und wirkungsreichste aller Lieder gedichtet und zum erstenmale vorgetragen wurde. Der dort garnisonierende französische Ingenieur Rouget de Lisle hatte durch einen Schlachtgefang die französischen Truppen für die Kämpfe gegen die verbündeten Preußen und Oesterreicher begeistern wollen, aber es sollte ihm viel mehr gelingen, als er träumen konnte — sein Lied ward nicht nur binnen kürzester Frist zum Schlachtgesang der Rheinarmee, sondern es drang auch von der Armeehier in's Volk von ganz Frankreich und hielt mit den marseiller Revolutionskämpfern im Hochsommer 1792 seinen denkwürdigen Einzug in Paris, um als Kampf- und Sturmlied der großen Revolution das französische Volk zur äußersten Anspannung seiner Kraft, zu himmelaufstrebender und schier unverdrosslicher Leidenschaft zu begeistern. Ob eine Ahnung davon die ersten Zuhörer beschlichen, daß in dem Liede eine weltgeschichtliche Triebkraft gezeugt war von unberechenbarer Gewalt, ob ein Funken jener wilden Gluth, die es in den Gemüthern der Millionen entflammte, den Dichter, als er es vortrug, befeuerte, — wer könnte uns heut noch davon Kunde geben? Aber unser Bild deutet darauf hin, und wir halten es kaum für anders möglich, daß dort im Hause des Bürgermeisters von Strassburg die martigen Worte, die knappen, wuchtigen Verse einen tiefen, gewaltigen Eindruck hervorriefen und auf die Gemüther gewirkt haben mögen, wie das dumpfe Brausen eines von weiter Ferne heranziehenden Orkans.

Die Universalmühle von Steimmig, von Hörde & Comp. in Wien fabricirt, mahlt in großen Mengen Getreide aller Art, während in ihrem Betriebe nur sehr geringe Kraft erforderlich ist. Namentlich in Gegenden, in welchen es an Wasser fehlt, oder die von Mühlen entfernt sind, macht sich das Bedürfnis für derartige Maschinen geltend, die oft unvollkommen konstruirt sind, große bewegende Kraft erfordern, theuer sind und wegen ihrer Complicirtheit zu große Anlage- und Unterhaltungskosten und theure Reparaturen verursachen. Alles dies ist bei der Steimmig'schen Mühle vermieden. Sie besteht einfach aus einer vertikalen Mühle, die an horizontaler Ase befestigt ist. An der Seite dieser Mühle befindet sich ein Segment aus Stein, das auf einem

Wagen in einer Art Kasten ruht und durch ein Handrad der Mühle genähert oder von ihr entfernt werden kann. Bei kleinen Mühlen ist die Einrichtung umgekehrt: das Segment ist fest und die Mühle läßt sich nähern und entfernen. Das zu mahlende Getreide wird in den am obern Theile der Mühle befindlichen Fülltrichter geschüttet und wird mittels Cylindern zwischen das Segment und die Mühle geführt. Gewöhnlich erhält man nur grobes Mehl, will man feines haben, so muß das Segment fast bis zur Berührung mit der Mühle gestellt werden. Da etwa nur der vierundzwanzigste Theil der seitlichen Fläche der Mühle arbeitet, so ist die Reibung fast unmerkbar und wird mit größter Leichtigkeit durch die Kraft des Schwungrades überwunden; da das gemahlene Getreide die Mühle sofort verläßt, so ist nur eine geringe bewegende Kraft erforderlich. Wenn man nur schroten will, so wird bei der kleinen thätigen Mahlfäche nur äußerst wenig Mehl selbst bei kleinsten Körnern gebildet. Die verwandten Mählscheiben sind derart, daß man sie wochenlang ohne aufzuhauen gebrauchen kann, und wenn Schärpen nötig wird, so kann dies in einer halben Stunde geschehen, ohne daß die Mühle demontirt werden muß. Ueberhaupt sind Reparaturen nur sehr selten nötig. Die großen Vorzüge dieser Mühle sind, daß man, je nach der Stellung des Segments zu der arbeitenden Mahlfäche gleichmäßig alle Arten Getreide darauf mahlen kann, ferner Gewürze, Farben, Kaffee, kurz alle Substanzen, die sich in der Kälte und im trocknen Zustande überhaupt mahlen lassen. Die erforderliche bewegende Kraft ist nur gering, denn ein zwölfjähriger Knabe kann stündlich 150 bis 200 Kilogramm Getreide auf dieser Mühle mahlen; durch eine Pferdekraft betriebene Mühlen liefern täglich 7,500 bis 10,000 Kilogramm Mehl. Eine der wichtigsten Anwendungen dieses Apparats ist zum Schroten des Hafers für Pferde, wofür man bis jetzt noch keine gute Maschine hatte; ein Mann kann mit Leichtigkeit in einer Viertelstunde das tägliche Futter für zwei starke Pferde schroten. Als letzter Vorzug der Steimmig'schen Universalmühle sei die Präcision angeführt, mit welcher der Abstand des Segments von der Mahlfäche geregelt werden kann. Namentlich für Brauereien ist der Apparat sehr nützlich, da er fast gar kein Mehl, sondern Schrot liefert. Eine Pferdekraft gab bei einem Versuche stündlich 525 Kilogramm. Die Fabrik liefert die Mühlen in vier Größen. Die Dimensionen der Größen (Nr. 1) sind: Länge 1.42m, Breite 0.90m, Höhe 1.80m. Durchmesser der Mählscheibe bei Nr. 1 ist 1.10m, bei Nr. 2, 3 und 4 resp. 1m, 0.80m und 0.60m. Nr. 4 ist 0.80m lang, 0.30m breit und 1.60m hoch. Der Durchmesser der Welle ist bei Nr. 1 0.60m, ihre Länge 0.12m. Die Zahl der Umdrehungen ist 30 bis 50 (Nr. 1), 60 bis 80 (Nr. 3), 30 bis 40 (Nr. 4). Die tägliche Produktion ist bei Nr. 1 15,000 Kilogramm, bei Nr. 2 10,000 Kilogramm. Die nötige bewegende Kraft ist 1 bis 1½ Pferdekraft bei Nr. 1 und 2, ¼ Pferdekraft bei Nr. 3 und 1/15 Pferdekraft (ein Knabe) bei Nr. 4. Die Preise sind in Francs:

Nr. 1	1250 Mühle und Segment	225.00.	Emballage	37.50.
" 2	1125 " " "	187.50.	"	30.00.
" 3	750 " " "	125.00.	"	25.00.
" 4	375 " " "	75.00.	"	20.00.

Die Maschine Nr. 4 ist die einzige, die speziell für Handbetrieb eingerichtet ist.

Dr. B. R.

Korrespondenz.

Breslau. Maurer F. G. Einflüßige Räthsel hält man am besten ganz kurz und scharf pointirt. Ihre Verse zeigen Sinn für Rhythmus und ziemlich Gedankenreichtum, in der Form sind sie jedoch mangelhaft und darum für uns nicht verwendbar. Versuchen Sie sich weiter in derartigen Leistungen! — **Frl. Alwine Za.** Das Sie Ihrer Tante den 2. Jahrgang der „Neuen Welt“, „Ichon gebunden“ zu Weihnachten schenken, ist lobenswerth und erfreulich: weniger erfreulich war uns Ihr „beideidener Wunsch“, wir möchten doch „recht reich“, „ein paar ganz kleine Verse machen“, die Sie als „Rotto“ (Sie meinen wohl: Widmung?) in das Geschenkeplacat hinein schreiben könnten! Sie sind gewiß noch sehr jung, liebes Fräulein Alwine?

Kölnfurt. Dr. C. Friedrich. Sie scheinen aus dem Abdruck Ihres zweiten Briefes verzichtet zu haben, Sie Streiter im Herrn und „ehemaliger“ Sozialdemokrat! Heutzutage ist es wirklich Kinderspiel, die Frommen im Lande, wenn sie sich auch gelegentlich einmal gar truglich geberden, zu den Eristen im Lande zu machen!

Berlin. St. Es wäre doch sehr schlimm, wenn Sie recht hätten, daß „noch jeder sicher solchen Familienhaber“ zu erleben hätte. Uebrigens beweist Ihr Urtheil, daß Sie von einer der Krankheiten unserer Zeit, der Sucht nach dem Außergewöhnlichen, Erschütternden nicht frei sind. Nervenaufregung — ein schwer zu kurirendes Leiden! Probieren Sie die Medisin, deren ersten Köstlichkeiten diese unsere Kenjahtsnummer deut.

Degetsch. Schriftsteller W. G. Die Münzabbildung, welche Sie uns zur Entzifferung eingelegt, ist uns selber vorläufig ein ungelöstes Räthsel. Insbesondere irritiren uns die Hapfen: auf dem Avers 1836, auf dem Revers MDCCVI, d. i. 1706, sc.; der König Karl III., der einzig mit dem Carolus III., rex Hispania, gemeint sein kann, ist 1716 geboren, ward 1739 König beider Sizilien und 1759 König von Spanien. Wie ist die vermeintliche Münze beschaffen und wo haben Sie dieselbe her?

Paris. C. R. Eine französische Ausgabe der „N. W.“ erscheinen zu lassen, ist nicht so leicht, als Sie zu glauben scheinen. Dazu gehören, ganz abgesehen von dem mehr als zweifelhafte Erfolg, viel größere Mittel und weitreichende Verbindungen, als uns gegenwärtig zu Gebote stehen. Eine Modensetzung, wie der „Vazar“ oder die „Victoria“, kann mit viel größerer Sicherheit als internationales und vielfsprachiges Blatt auftreten, als die „N. W.“ oder sonst irgendein Preßorgan für Unterhaltung und Belehrung.

An H. Gerß, C. und Sch., Berlin, F. R., Weizenfels, B., Glauhaus, B.-n, Hamburg, S.-t, Hannover und K., Oberberg sind in der letzten Woche Rpte remittirt worden.

(Schluß der Redaktion: Freitag, den 21. Dezember.)